William Taylor von Norwich

Georg Herzfeld

Digitized by Google

20435.26

Harvard College Library

FROM THE

SUBSCRIPTION FUND,

BEGUN IN 1858.

11 Feb. 1898.

Digitized by Google

Digitized by Google

STUDIEN

ZUR

ENGLISCHEN PHILOLOGIE.

HERAUSGEGEBEN

VON

LORENZ MORSBACH,
O. Ö. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT GÖTTINGEN.

Heft II.

GEORG HERZFELD:
WILLIAM TAYLOR VON NORWICH.

HALLE A. S.
MAX NIEMEYER.
1897.

Digitized by Google

WILLIAM TAYLOR VON NORWICH.

EINE STUDIE ÜBER DEN EINFLUSS
DER NEUEREN DEUTSCHEN LITTERATUR IN ENGLAND

VON

GEORG HERZFELD.

HALLE A. S.
MAX NIEMEYER.
1897.

Digitized by Google

204 5.26
3

HARVARD COLLEGE
FEB 11 1898
LIBRARY.

Subscription fund.

Digitized by Google

Meiner lieben Frau

zugeeignet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Man kann nicht behaupten, dass die Verdienste William Taylors, mit dessen Leben und Wirken sich die vorliegende Schrift beschäftigt, bisher unter uns genügend anerkannt worden seien. Seine Landsleute wussten zwar seine Bedeutung zu würdigen, und auch heute ist bei ihnen sein Name nicht vergessen. Bald nach seinem Tode wurde ihm von Freundeshand ein Denkmal gestiftet: unter dem Titel „Memoir of the Life and Writings of the late W. Taylor of Norwich" erschien im Jahre 1843 seine Biographie, verfasst von John Warden Robberds. Immer wieder taucht sein Name auf, wenn es sich um die Darstellung der englischen Literatur zu Anfang unseres Jahrhunderts handelt (vgl. Mrs. Oliphant, Hist. of Engl. Lit. from 1790 to 1825, vol. I, 386). Ganz anders steht es bei uns in Deutschland, während man hier doch Anlass genug gehabt hätte das Andenken des Mannes hochzuhalten, der zuerst seine Landsleute auf die Bedeutung der deutschen Sprache und Literatur nachdrücklich hingewiesen hat und für deren Verbreitung andauernd thätig gewesen ist. Ich finde nur an einer Stelle eine ausführliche lobende Erwähnung von Taylor, in einem sonst unbedeutenden Aufsatz von Henkel (the German influence on the poetry of England and America: Programm der Realschule zu Eschwege, 1869). In Brandls Coleridgebiographie wird sein Name an mehreren Stellen genannt und einige seiner Leistungen werden kurz charakterisiert. Andere aber wie z. B. Süpfle

Digitized by Google

(Ztschr. f. vgl. Litgesch. VI, 305 ff.), Weddigen (Herrigs Archiv 59, 129), Streuli (in seiner Schrift über Carlyle), Perry (German influence in English literature: Atlantic Monthly, Bd. 40, p. 129 [1877]) gedenken Taylors entweder gar nicht oder beurteilen ihn unrichtig. Es bedarf also wohl keiner Rechtfertigung, wenn hier eine etwas eingehendere Betrachtung des Lebens und der Schriften dieses merkwürdigen Mannes versucht wird.

Leider ist es mir trotz aller Bemühungen nicht gelungen, neue Quellen für Taylors Leben (Briefe, Memoiren u. dgl.) zu entdecken; ich bin also, von Einzelheiten abgesehen, der oben erwähnten, pietätvoll und anziehend geschriebenen, nur etwas zu breit geratenen Biographie von Robberds gefolgt. Ausserdem habe ich Taylors Thätigkeit als Kritiker in den verschiedenen Zeitschriften genau verfolgt und glaube hier wie auch schon im einleitenden Abschnitt mancherlei Neues zu bieten.

Es ist mir eine angenehme Pflicht für die mir gewordene Hilfe hier meinen Dank abzustatten; in Deutschland den Herren Prof. Dr. Bernhard Seuffert in Graz, Hofrat Dr. C. Ruland und Dr. Carl Schüddekopf in Weimar, insbesondere aber meinem Freunde Prof. Dr. L. Kellner in Wien, in England den Herren Dr. F. J. Furnivall, W. Rye, J. Jacobs, J. Gollancz und dem inzwischen leider verstorbenen Mr. James Dykes Campbell. Besonderen Dank schulde ich einem Landsmann Taylors, Mr. James Reeve, der mich bei meinen Nachforschungen in Norwich auf das Freundlichste unterstützt hat.

Möge es mir gelungen sein das Charakterbild eines allzulange verkannten Mannes ins richtige Licht zu stellen!

Georg Herzfeld.

Digitized by Google

1.

In zwei verschiedenen Zeiträumen hat die deutsche Literatur auf die englische einen tiefergehenden Einfluss geübt: im 16. Jahrhundert, in der Epoche der Reformation, und zu Ende des 18. Jahrhunderts, im Zeitalter des deutschen Klassizismus. Je nach der Zeit war auch der Charakter des literarischen Einflusses ein verschiedener: im 16. Jahrhundert kann man den Realismus, im 18. den Idealismus als vorwiegend bezeichnen. Auch war die Einwirkung des deutschen Geistes beide Male nicht gleich stark: im 16. Jahrhundert macht er sich mehr an einzelnen Stellen fühlbar, im 18. gewinnt er, wenn auch nur ganz kurze Zeit, die Oberhand. Einen weiteren Unterschied zwischen beiden Perioden finden wir darin, dass in der früheren Epoche das Interesse an den Stoffen fast ausschliesslich vorherrscht, während in der späteren die Persönlichkeit der Dichter mehr in den Vordergrund tritt.

Während man beobachten kann, wie im 18. Jahrhundert der englische Einfluss in Deutschland sich Bahn bricht wie ein reissender Strom, der die Niederungen überschwemmt, so sieht man andrerseits, wie sich in England dem deutschen Element allerhand Schwierigkeiten hemmend in den Weg stellen, ehe es dazu gelangt „der bisherigen Ernährerin frische Lebenssäfte mitteilen zu können". (Danzel, Lessing I², 278.) Es genügt hier nicht auf den konservativen Grundzug des englischen Charakters, seine Abneigung und Vorurteile gegen alles Fremde hinzuweisen. Näher kommt man schon der Wahrheit, wenn man erwägt, wie wenig bekannt und verbreitet die deutsche Sprache war, wie wenig Ansehen die deutsche Literatur zu Anfang des Jahrhunderts im Auslande genoss.[1]) Einige Kauf-

[1]) Dass das Interesse für deutsche Zustände schon früh in England sich regte, beweisen eine Reihe von Reisebeschreibungen, von denen die

Digitized by Google

leute und Offiziere lernten wohl deutsch, weil sie durch ihren Beruf darauf geführt wurden, aber weder die Gelehrten noch die feine Welt kümmerten sich darum.[2]) Auch war der feststehende Stil der englischen Dichtung, die gerade im Zeichen des Pseudo-Klassizismus stand, dem Eindringen deutschen Geistes nicht förderlich. Dieser fand erst fruchtbaren Boden, als sich eine volkstümlich-romantische Richtung Geltung verschafft hatte, die der englischen Poesie neue Bahnen wies. Endlich aber hat die Konkurrenz der im 18. Jahrhundert noch Alles beherrschenden französischen Literatur es der deutschen Dichtung sehr erschwert, die ihr gebührende Stellung in England sich zu erobern. Kam es doch mehr als einmal vor, dass deutsche Werke zunächst ins Französische und daraus erst ins Englische übertragen wurden, wodurch sie natürlich viel von ihrem ursprünglichen Charakter einbüssen mussten. In einer Beziehung schadeten sich die Deutschen, die sich um die Einführung der väterländischen Literatur in England bemühten, dadurch selbst, dass sie „ohne Bekanntschaft mit dem Geschmack und ohne Rücksicht auf die Denkungsart der Nation" ihre Bücher auf den Markt brachten. Auch wurde die Ausstattung der deutschen Druckwerke von den in diesem Punkte schon damals besonders anspruchsvollen Engländern getadelt (Wendeborn 1. c. pp. 57. 60).

Wie früh im 18. Jahrhundert Uebersetzungen gleichzeitiger deutscher Geisteserzeugnisse auftreten, ist nicht leicht festzustellen.

älteste die von Roger Asham ist (Report of the State of Germany 1552). Ich kenne ausserdem Theophilus Dorington's Observation concerning the present state of religion in the Romish church with some reflections upon them made in a jurney through some provinces of Germany in the year 1698 (London 1699), in dem die einseitig anglikanische Gesinnung des geistlichen Verfassers sich unangenehm geltend macht; ferner „the German Spy. In familiar letters from Munster, Paderborn, Osnabrug . . . Written by a Gentleman on his travels to his friend in England" (herausgegeben von Thomas Lediard, London 1738). Doch in all diesen Schriften findet sich von Interesse für deutsche Geisteserzeugnisse kaum eine Spur. Dass im 17. Jahrhundert die Werke Jacob Böhme's übersetzt und in England verbreitet wurden, ist wohl bekannt, doch geschah dies natürlich aus theologischem, nicht aus literarischem Interesse. Das Werk von Edward Brown (an account of several travels through a great part of Germany, 1677) war mir nicht zugänglich.

[2]) Wendeborn: Der Zustand des Staats, der Religion, der Gelehrsamkeit und Kunst in Grossbritannien gegen Ende des 18. Jahrh. (Berlin 1788) IV, 56.

Digitized by Google

Man wird etwa die Mitte des Jahrhunderts dafür ansetzen dürfen, die Zeit also, zu der sich in dem ökonomisch erstarkten deutschen Bürgertum die geistigen Kräfte etwas lebhafter zu regen begannen. Im Jahre 1739 erschien noch als Ausläufer einer abgelaufenen Periode die Neuauflage einer Uebersetzung des Grobianus (Herford, Studies in the literary relations between England and Germany in the 16th century, p. 398). Dreizehn Jahre später folgt ein Buch, das der ganz anders gearteten Geistesrichtung der Zeit entsprach, übrigens auf englischen Einfluss zurückwies: „the History of the Swedish Countess of Guildenstern (!) By C. F. Gellert, M. A. professor at the University of Leipsic. Translated from the original German." Dies Buch gab neben den 1757 in London erschienenen satirischen Briefen von Rabener den Engländern zuerst einen Begriff von der neuen Epoche der deutschen Literatur. Gellert und Rabener galten denn auch später dem Verfasser des „Tableau de l'Allemagne et de la litérature allemande" (par un Anglais à Berlin pour ses amis à Londres: s. l. 1782) geradezu als Schöpfer dieser Literatur. Bemerkenswert ist an dieser ersten Uebersetzung der „schwedischen Gräfin" vor Allem, dass sie nach einer Stelle im Vorwort von Deutschen angeregt ist. Dort wird ein Dr. Luther, „a Gentleman eminent in the Law, at Frankfort", genannt, der dem Uebersetzer das deutsche Original übersandt habe, von dem er (Luther) in einem Briefe sagt, es dürfe nicht unter die Romane gerechnet werden, da der Verfasser mehr auf Belehrung als auf Unterhaltung abziele. An derselben Stelle spricht der anonyme Uebersetzer von zwei deutschen Herren von Stande, die mit Gellert persönlich bekannt, den Roman aufs höchste gepriesen, ferner aber die Kenntnis seiner Briefe dem Uebersetzer vermittelt hätten. Was nun dessen Arbeit angeht, so kann man sie nicht gerade hochstellen: sein Stil ist schwerfällig, man merkt, wie er mit dem Ausdruck zu ringen hat, Etwas besser ist die 1776[1]) erschienene zweite Uebersetzung des Romans (the Life of the Countess of Guildenstern, translated from the German by a Lady. 2 vol. London s. a. [1776]); freilich hat sich die Uebersetzerin mancherlei

[1]) Diese Datierung ergiebt sich aus der Besprechung in der Monthly Review vom gleichen Jahre (Bd. 55, p. 66).

Digitized by Google

Freiheiten herausgenommen, indem sie Sätze moralisierenden Inhalts einschiebt. Recht schlecht ist dagegen wieder die im gleichen Jahre erschienene Uebertragung von einem Rev. Mr. N. Die englische Kritik verhielt sich dem Werke gegenüber noch ziemlich zurückhaltend. So sehr sie geneigt war, die sittliche Tendenz des Romans anzuerkennen, so zweifelte sie doch daran, dass es der Mehrzahl der Leser, welchen die deutschen Sitten und Anschauungen unbekannt waren, gefallen würde. Etwas wärmer klingt das Lob, das sie den satirischen Briefen Rabeners erteilte (vgl. Monthly Review 17, 104). Sie erschienen unter dem Titel: Satirical letters, translated from the German of G. W. Rabener, First Secretary to the Treasury at Dresden. London, printed for A. Linde 1757. Diese Uebersetzung wurde von keinem Geringeren als Lessing besprochen, der mancherlei daran auszusetzen fand (vgl. Lachmann-Muncker 7, 104). Die Monthly Review nimmt auch kurz Notiz von dem zwischen Gellert und Rabener geführten Briefwechsel (1761), der freilich nicht übersetzt wurde, sowie von einem kürzeren Stücke Rabeners („Traum von den Beschäftigungen der abgeschiedenen Seelen"), das sich als Anhang zu einer Uebersetzung französischer Erzählungen (the Country Seat: or Summer Evening Entertainments. 2 Bde. London 1762) findet,[1]) also jedenfalls nicht auf das Original, sondern auf eine französische Version zurückgeht.

Man möchte nun glauben, dass Klopstocks grosses Werk im Hinblick auf seine geistige Verwandtschaft mit Milton in England hätte Erfolg haben müssen. Dass dies nicht der Fall war, daran ist in erster Reihe die unglaublich elende Uebersetzung schuld, die dem „Messias" in England zu Teil wurde. Auch hier war es wieder eine Dame, Mrs. Mary Collyer, welche die Arbeit unternahm, fortgesetzt und vollendet wurde sie durch ihren Gatten, Joseph Collyer. Sie erschien dann London 1763

[1]) Keine dieser Uebersetzungen Rabener'scher Schriften habe ich in Händen gehabt; so wenig wie Schönaichs „Arminius or Germany freed. Translated from the 3rd edition of the German original with an historical und critical preface by the celebrated Gottsched of Leipzig." 2 vol. London 1764. Dies Buch kenne ich nur aus Watt's Bibliotheca Britannica, wo es fälschlich Cronegk zugeschrieben ist.

Digitized by Google

in zwei Bänden[1]) (the Messiah, attempted from the German of Mr. Klopstock. To which is prefix'd his introduction on Divine Poetry.) Die Einleitung bringt eine längere Auseinandersetzung über Miltons „Paradise Regained"; es wird dann mit dem Klopstock'schen Werke verglichen, das auf einer viel breiteren Grundlage aufgebaut sei, und dieses wird dann im Ganzen charakterisiert: „It abounds in strength of invention, in grand imagery and in a great variety of characters; some of which are entirely new, and all of them appear well supported. He particularly shines in his descriptions and speeches, in which there is sometimes an amazing sublimity, that seems almost impossible to be transfus'd with all its force and energy into another language." Collyer entschuldigt sich schliesslich dafür, dass er an manchen Stellen nicht im Stande gewesen sei, der Kraft und Erhabenheit des Originals gleichzukommen Seine Arbeit war, wie schon bemerkt, kaum geeignet, dem Messias in England Freunde zu gewinnen. Einen prinzipiellen Fehler hatte er schon dadurch begangen, dass er die Hexameter in Prosa aufgelöst hatte. Doch das Vermass nicht mehr beengt, hatte er Freiheit gewonnen, um das Original an vielen Stellen geschmacklos zu erweitern und zu verwässern. „Gegen die östliche Seite Jerusalems" (I, 42) übersetzt er „on the side where the sun first gilds Jerusalem with its beams." Wenige Verse weiter „nach dem Gebirg begab er sich jetzt" heisst im Englischen: „Thither he now went to offer up his supplications to the eternal Father and once more to declare his full, his free resolution to sanctify the favoured sons of men."

Auch von der Uebersetzung des Klopstock'schen Dramas „Der Tod Adams" (durch Robert Lloyd, London 1763) lässt sich wenig Gutes sagen, da nicht einmal die Worte des Originals immer richtig aufgefasst sind. So ist es denn nicht zu verwundern, dass wenige Jahre später ein Kritiker[2]) die Meinung aussprechen konnte, diese Werke könnten weder der christlichen Religion, noch der Urteilskraft ihrer Bewunderer zur Ehre gereichen.

[1]) Die Uebersetzung enthält natürlich nur die bis dahin publizierten zehn Gesänge; unter den Subscribenten befand sich u. a. David Garrick.

[2]) Monthly Review, vol. 46 (1772), p. 467. Das Klopstocks „Salomo" noch 1809 in Robert Huish einen Uebersetzer fand, sei hier nebenbei erwähnt.

Digitized by Google

Albrecht von Haller hatte darunter zu leiden, dass zuerst eine seiner weniger bedeutenden Arbeiten in England bekannt wurde: es war der Roman Usong, in dem er die Vorzüge des Absolutismus für das Volkswohl darzulegen suchte. Eine Uebersetzung kam in London 1772 heraus. Teils wegen dieser Tendenz, teils auch wohl wegen des ungeniessbaren Inhalts wurde der Roman von der Kritik abgelehnt. Die Briefe Hallers an seine Tochter über die Wahrheiten der christlichen Religion (1780) gingen ebenso unbeachtet vorüber, wie die Noachide seines Landsmanns Bodmer (1767).

Der erste deutsche Dichter nun, der einen namhaften und etwas länger dauernden Erfolg in England errang, war Salomon Gessner. Ob an diesem Erfolge die Protektion des hannoveranischen Königshauses (Brandl, Coleridge p. 124) grösseren Anteil hatte als der Geschmack einer Zeit, die dem Sentimentalen und Idyllischen zugewandt war und sich für Dichter wie Spenser, Milton, Thomson begeisterte, mag hier unerörtert bleiben. Thatsache ist es, dass Gessners Idyllen[1]) bis in unser Jahrhundert hinein immer wieder auf dem Büchermarkt erscheinen. Sein Gedicht „Der Tod Abels“[2]) war von allen das beliebteste und brachte es bis 1799 auf 20 Auflagen. Für die Beliebtheit der Dichtungen Gessners giebt es eine Reihe von Zeugnissen. Ein Kritiker in der Monthly Review (1776, Bd. 22, 547) geht gar so weit, ihn Homer, Cervantes und Ossian an die Seite zu stellen, den Dichtern also, die keinem Lande ausschliesslich, sondern der ganzen Welt anzugehören scheinen. Seine Werke, so heisst es, seien seit ihrem Erscheinen allgemein gelesen worden, und es gebe kaum einen Buchladen in der Hauptstadt, wo sie nicht zu finden seien. Dazu stimmt, was Karl Philipp Moritz auf seiner Reise in England 1782 beobachtet hatte; nach ihm ist „der Tod Abels in der Uebersetzung weit öfter aufgelegt worden, als in Deutschland das Original.“ Ja, es erschien sogar 1789 eine Nachahmung unter

[1]) Zuerst London 1762 (Select poems from M. Gessners Pastorals. By Anne Penny). Eine andere Uebersetzung von W. Hooper 1776, eine dritte von G. Baker 1809.

[2]) The death of Abel, in five books, attempted from the German of Mr. Gessner (zuerst London 1762 von der schon erwähnten Mrs. Collyer übertragen).

Digitized by Google

dem Titel: „The Death of Cain, in five books after the manner of the Death of Abel. By a Lady". In einer Vorbemerkung wird gesagt, es sei von vielen bedauert worden, dass „der Tod Abels" nicht vollendet wurde. Das Werk verlange nach einer Ergänzung, denn das Leiden der Unschuld errege zwar unser Mitleid, aber die Bestrafung des Schuldigen gewähre grössere Befriedigung. Es braucht kaum betont zu werden, dass wir es hier mit einem recht mittelmässigen Produkt zu thun haben. Nun machte sich aber bald eine Reaktion gegen diese übertriebene Wertschätzung Gessners geltend. In den Essays von V. Knox (1777),[1]) heisst es: „There are several books popular in the present age, among the youthful and the inexperienced, which have a sweetness that palls on the taste, and a grandeur that swells to a bloated turgidity. Such are the writings of some modern Germans." „The Death of Abel" is generally read und preferred by many to all the productions of Greece, Rome, and England. The success of this work has given rise to others of the same plan, inferior to this in its real merits, and labouring under the same fault of redundant decoration. What others may feel, I know not; but I would no more be obliged to read the works of Gessner repeatedly, than to make a frequent meal on the-honey comb." Wir wissen ferner, welche Abneigung Walter Scott und sein Freundeskreis gegen die Gessner'sche Dichtung hegten, und wie sie statt dessen die Werke Goethes und Schillers mit Begeisterung lasen (Elze, Sir Walter Scott I, 131). Trotzdem sehen wir, wie z. B. Gessners „Daphnis" noch 1811 in England als Schulbuch bearbeitet und „der Tod Abels" gar noch 1853 einer Uebertragung gewürdigt wird!

Ganz im Gegensatz zu Gessner fand Lessing mit seinen Werken wenig Beifall jenseits des Kanals, wie denn überhaupt die geringwertigen Produkte der deutschen Literatur den bedeutenderen vorgezogen wurden. Das erste[2]) Werk von ihm, das in England bekannt wurde, waren seine Fabeln (1773). Hier stossen wir zum ersten Mal auf den Namen des Uebersetzers John Richardson aus York, dem wir auch später wieder begegnen

[1]) „On Simplicity of Style in Prosaic Composition." Bd. II, p. 256.

[2]) Ob die Angabe in Goedeckes Grundriss (IV², 144), dass der Laocoon. schon 1767 übersetzt sei, richtig ist, scheint mir zweifelhaft.

Digitized by Google

werden. Indessen scheint seine Arbeit, so trefflich sie für ihre Zeit genannt werden muss, die verdiente Beachtung nicht gefunden zu haben. In höherem Grade wurde die Gunst des Publikums der „Minna von Barnhelm“ zu Teil. Das Stück erschien im Juli 1786 auf der Londoner Bühne unter dem Titel: „The Disbanded Officer, or the Countess of Bruchsal“. Der Uebersetzer war ein Major Johnstone. Die Aufführung war vortrefflich und musste neunmal wiederholt werden.[1]) (Baker, Biogr. dramat., vol. II, 164). Was den Uebersetzer angeht, so lässt sich nicht leugnen, dass er eine ziemlich genaue Kenntnis des Deutschen verrät, leider hat er sich durch den Einfluss des Theaterdirektors Colman bestimmen lassen, weitgreifende Aenderungen an dem Stücke vorzunehmen, einzelne Szenen ganz umzuarbeiten, andere umzustellen etc. Im Personenverzeichnis fehlt ganz die Figur Riccauts, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil es schwer war, sein gebrochenes Deutsch in der Uebertragung nachzuahmen; an seiner Stelle erscheint im 4. Akte ein Count Bellair, der die gute Nachricht für Tellheim (hier Colonel Holberg) bringt. Johnson erklärt selbst in seiner Dedikation an die Königin: „I own, this play and Lessing's are materially different: but I have endeavoured to make it what he would have done, had he written at the present moment and for an English audience.“ — Dass Lessings „Nathan“ den gleichen Beifall nicht fand und nicht finden konnte, begreift sich leicht. Zum Teil lag wieder die Schuld an der schlechten Uebersetzung (in Prosa 1781 erschienen), deren Autor, Rudolf Erich Raspe, auch sonst bekannt ist (vgl. u. a. Weimar. Jahrb. 3, 2—12). Sie ist höchst ungenau, vergreift sich vollständig im Ton und lässt Stellen, die grössere Schwierigkeiten bieten, einfach aus. Andrerseits darf natürlich nicht vergessen werden, dass das ganz im Banne der kirchlichen Orthodoxie stehende englische Publikum für ein derartiges Werk nicht reif war.

Wenn also Lessings Werke nur wenig Wirkung bei den Engländern hatten — zumal sie zunächst wenigstens von seiner Bedeutung als Kritiker keine Ahnung hatten — so war Wie-

[1]) Für weitere Uebersetzungen Lessing'scher Dramen vgl. H. W. Singer in den Studien zur Literaturgeschichte, M. Bernays gewidmet (1893), p. 4 ff.

Digitized by Google

lands Beliebtheit um so grösser. Es liegt dies nicht bloss an seiner geistigen Verwandtschaft mit dem vielbewunderten Sterne, sondern auch wohl daran, dass er zuerst unter den deutschen Schriftstellern sich die leichte und gefällige Schreibweise der Franzosen zu eigen machte und dadurch die Vorurteile gegen die deutsche Schwerfälligkeit Lügen strafte. Von seinen dichterischen Arbeiten wurden dem englischen Publikum zuerst [1]) die „Dialogen des Diogenes von Sinope“ 1771 bekannt. Die Uebertragung, die jetzt ganz verschollen zu sein scheint, stammte von einem gewissen Wintersted, jedenfalls einem Deutschen. Viel wichtiger ist die zwei Jahre später erschienene Uebersetzung des „Agathon“ von dem bereits erwähnten John Richardsohn. Diese kann füglich als die beste Leistung in jener frühen Zeit bezeichnet werden, da er dem Original so gewissenhaft gefolgt ist, dass er sogar Härten im Ausdruck nicht scheut; sie wird uns aber besonders wichtig und wertvoll durch die vorausgeschickte Vorrede, welche deutlich zeigt, einen wie klaren Begriff der Verfasser von der deutschen Literatur und ihrer Bedeutung für seine Zeit besass. Es wird sich verlohnen, auf diese Vorrede etwas näher einzugehen. Richardson weist zuerst darauf hin, dass Deutschland sich schon lange hervorragender Gelehrter habe rühmen können, er nennt Namen wie Haller, Ernesti, Semler, Mosheim, Michaelis u. a. m. Neu aber seien die grossen Fortschritte, welche die Deutschen in der Pflege ihrer Muttersprache, in der Bildung ihres Geschmacks, vor allem in der Poesie, gemacht hätten. In manchen Dichtungen entwickelten sie eine ungeahnte Grösse der Konzeption und eine gewaltige Kraft der Phantasie. Auch ihre Bühne habe ganz neuerdings einen bedeutenden Aufschwung genommen; Stücken eines Lessing und eines Weisse, meint er, würde auch ein gebildetes Publikum in England gerechten Beifall zollen. Das Hauptverdienst bei dieser Reform der Sprache und Besserung des Geschmaks schreibt auch er Gellert zu, dessen Wirksamkeit er dann ausführlich und im Ganzen zutreffend charakterisiert. Am Schlusse dieses Abschnittes zitiert er noch Thomas Abbts Lobrede auf Gellert. Dann

[1]) Für die Angabe bei Goedecke (4², 197), „der geprüfte Abraham“, die bereits 1764 ins Englische übersetzt, kann ich keine Bestätigung finden.

Digitized by Google

gelangt er zu einer Würdigung von Rabener, dem er durchaus gerecht wird, wenn er auch mit Recht hervorhebt, dass seine Satire eigentlich lokal beschränkt ist und sich auf Zustände und Sitten bezieht, die dem englischen Leser fremdartig und wenig interessant erscheinen mussten. „Dies sind die Männer" ruft er aus, „deren Wissen und Fähigkeiten von ihren Nachbarn gering geschätzt wurden und die eine so ungerechte Behandlung erfahren haben"; daran knüpft er ein Zitat aus dem Buch eines gleichgesinnten Franzosen, Claude Joseph Dorat. In dessen „Recueil de Contes et de Poèmes" (1770) steht ein Aufsatz unter dem Titel: „Idée de la poésie allemande", worin (p. 116) folgende Stelle vorkommt: „Il y a trente ans que la Poésie Allemande étoit l'objet de nos plaisanteries et de nos dédains. Nous regardions les Allemands comme des espèces d'automates, faits pour végéter sous des puissances électorales. D'un ouvrage lourd et mal fait, on disait que c'étoit un écrit Germanique, et l'on ne prenoit point la peine d'examiner si l'on avoit tort ou raison." Richardson weist dann darauf hin, wie die Deutschen andauernd bemüht gewesen sind, die Schätze der englischen Literatur in ihre Sprache zu übertragen, eine Bemerkung, die man auch sonst wiederholt findet, da dies dem britischen Nationalstolz nur schmeichelhaft sein konnte. Nachdem er dann noch die neu entstandene deutsche Romanliteratur kurz beleuchtet hat, wendet er sich endlich Wieland zu, dem er den Zoll seiner Bewunderung darbringt („Mr. Wieland's style is nervous and strong, his descriptions poetical and picturesque, though on some occasions they may be too wild. His reasoning upon the whole is just, and in many parts we meet with that noble simplicity which is the characteristic mark of the antient manner of writing and the test of true genius." Dabei ist er durchaus nicht blind gegen Wielands Schwächen: Flüchtigkeiten, Mängel der Komposition, allzu starke Häufung satirischer Anspielungen hebt er tadelnd hervor. Auch sieht er sich mit Rücksicht auf die Prüderie seiner Landsleute veranlasst, zu bemerken, Wieland habe von der Leidenschaft der Liebe ein allzu verlockendes Bild entworfen und die Tugend häufig ins Lächerliche gezogen; doch klingt hier sein Tadel viel milder, als man es sonst bei englischen Kritikern gewöhnt ist.

Digitized by Google

Richardson ist auch der Verfasser einer Uebersetzung des Don Silvio von Rosalva (1773 unter dem Titel „Reason triumphant over Fancy“ erschienen). Zwei Jahre später finden wir: „Dialogues from the German of Mr. Wieland“ genannt (1. Araspes und Panthea, 2. Socrates und Timoclea). Der Uebersetzer nennt sich nicht; seine Arbeit ist, wie so manche dieser Art, jetzt verschollen. 1776 kamen dann zwei Uebertragungen der „Geschichte des Fräulein von Sternheim“ heraus, die eine von dem meherwähnten Collyer, die andere bessere von einem gewissen Harwood. Dass der Roman in England unter dem Namen Wielands ging, kann nicht Wunder nehmen; hatte er ihn doch herausgegeben und war bei der Abfassung stark beteiligt.

Weit mehr als alle die genannten Werke erregte Goethe mit seinem „Werther“ in England Aufsehen und Bewunderung. Die erste englische Version, die auf einer französischen Uebersetzung beruhte, kam 1779 heraus. Ueber die Aufnahme und weiteren Schicksale des Goethe'schen Werkes hat A. Brandl ausführlich gehandelt (Goethe-Jahrb. III, 27—76), so dass ein näheres Eingehen auf diesen Punkt überflüssig erscheint.[1]) Nur soviel mag hier bemerkt werden, dass der „Werther“ in den folgenden zehn Jahren noch zweimal übersetzt wurde, und dass zwischen 1784—1792 nicht weniger als neun Fortsetzungen und Umdichtungen des Romans ans Licht traten.

Als letztes Werk in dieser Reihe wäre zu nennen: A Tribute to the Memory of Ulric of Hutten. Translated from the German of Goethe, the Celebrated Author of the „Sorrows of Werther“. By Anthony Aufrere, Esg. London 1789. In Wirklichkeit gehört diese Schrift Herder an: sie erschien zuerst im „Deutschen Merkur“ vom Jahre 1776 vgl. Goedecke (4^2, 290, Nr. 44). Die Anregung kam dem Uebersetzer von einem Baron von Uexküll, würtembergischen Kammerherrn. Seine Uebersetzung ist recht gut, sie steht entschieden über dem Durchschnitt; freilich hatte er sich seine Aufgabe dadurch erleichtert, dass er die Zitate aus Huttens Schriften, sowie die Briefe Sickingens unübersetzt liess, weil er die ältere Sprache nicht verstand. —

Hiermit sind wir bis zum letzten Dezennium des 18. Jahr-

[1]) Vgl. auch: Süpfle, Zeitschrift für vergl. Literaturgesch. VI, 310 ff.

Digitized by Google

hunderts gelangt und werfen noch einen Rückblick auf das bis dahin Erreichte. Wohl waren neben Minderwertigem auch einige Meisterwerke der deutschen Literatur in englischem Gewande erschienen, aber keine von den Uebertragungen war dem Original künstlerisch gleichwertig, nur wenige konnten mässigen Ansprüchen genügen. Entweder verstanden die Uebersetzer die deutsche Sprache überhaupt nicht und bedienten sich einer französischen Vorlage; oder aber, falls sie wirklich des Deutschen mächtig waren, liessen ihre Leistungen formell sehr viel zu wünschen übrig. Auf keinen Fall konnte also ein befriedigendes Resultat herauskommen. Der Erste nun, der durch seine ganze Vorbildung, durch seine gründliche Kenntnis des Deutschen, durch sein kritisches Urteil wie durch sein Formgefühl der eigentliche Herold und Bahnbrecher der deutschen Literatur in England wurde, ist der Mann, dem diese Betrachtung gewidmet ist: William Taylor von Norwich.

Digitized by Google

II.

William Taylor wurde am 7. November 1765 geboren, also an selben Tage wie Plato, Sir Isaac Newton und Friedrich Leopold Stolberg, was er gelegentlich scherzweise hervorgehoben hat. Sein Vater war ein wohlhabender Kaufmann in Norwich, seine Mutter gehörte einer angesehenen Familie der Stadt an. Beide hielten sich zur Sekte der Unitarier, die um diese Zeit eine gewisse Rolle in Norwich spielte.[1]) Unter so günstigen Verhältnissen als das einzige Kind seiner Eltern heranwachsend genoss er eine besonders sorgfältige Erziehung, wobei auf die Kenntnis der neueren Sprachen, die ihn zum Eintritt in das Geschäft seines Vaters befähigen sollte, besonders Gewicht gelegt wurde. Zunächst erhielt er bis zu seinem 9. Jahre von John Bruckner, Prediger der reformierten Gemeinde in Norwich, allgemein grammatischen wie auch französischen Unterricht. Dann kam er unter die Obhut eines anderen Geistlichen, des Rev. Rochemont Barbauld zu Palgrave in der Grafschaft Suffolk. Hier legte er den Grund zu einer gediegenen klassischen Bildung, wie sie uns später aus seinen Schriften entgegentritt; hier bildete er aber auch seinen Stil unter der Anleitung von Mrs. Barbauld, in der englischen Literatur wohlbekannt als Dichterin und Verfasserin von Jugendschriften. Wie wertvoll und wichtig ihre Unterweisung gewesen ist, dafür besitzen wir ein Zeugnis von Frank Sayers, der damals Taylors Mitschüler war, wie er später sein intimster Freund wurde; nach seiner Meinung war der Unterricht bei ihr das Nützlichste, was man in Palgrave davontragen konnte. Taylor, der sie später geradezu „the mother of my mind“ nennt, hat ihr bis zuletzt dankbare Verehrung gewidmet. Im Jahre 1779 endete seine Schulzeit bei

[1]) Ueber die damalige Bedeutung des Unitarianismus vgl. Leslie Stephan, Hits. of Engl. Thought in the 18th cent. I, 421 ff.

Digitized by Google

den Barbaulds, und bald danach trat er seine erste Reise nach dem Continent an. Mit einem Geschäftsfreunde seines Vaters durchzog er die Niederlande, Frankreich und Italien; sein Hauptaugenmerk richtete er dabei immer auf die Aneignung der fremden Sprachen mit Rücksicht auf den kaufmännischen Beruf, für den ihn sein Vater bestimmt hatte. Wie schnelle Fortschritte der begabte Knabe im Französischen und Italienischen machte, ergiebt sich aus den Briefen, welche in dem früher genannten Memoir (Bd. I, 13ff.) auszugsweise mitgeteilt und in einer dieser Sprachen abgefasst sind. Wenn auch begreiflicherweise die Briefe eines Vierzehnjährigen ein tieferes Interesse nicht erregen können, so zeugt doch, was er nach Hause schrieb von einer grossen Gewandtheit im Ausdruck und einer merkwürdigen Frühreife des Geistes. Im Januar 1781 war er wieder in Norwich; aber schon im April dieses Jahres trat er eine zweite Reise an, die für sein ganzes späteres Leben bedeutungsvoll werden sollte. Sein Weg führte ihn diesmal zunächst in die englischen Fabrikstädte, nach sechs Wochen aber ging er zu Schiff nach Ostende, hielt sich einige Zeit in Brüssel auf und traf im Laufe des Juli in Detmold ein, wo er nach dem Wunsche seines Vaters unter der Leitung des dortigen Pastors Roederer das Studium der deutschen Sprache betreiben sollte. Obschon Detmold an der geistigen Bewegung der Zeit keinen grossen Antheil nahm, so fanden sich doch auch dort Männer mit literarischen Interessen. Zu dem Kreise, in den er hier eintrat, gehörte u. A. Johann Lorenz Benzler,[1]) ein Freund von Herder und Ramler, wohlbekannt durch seine Uebersetzungen aus dem Englischen, der auch nach Taylors Weggang noch längere Zeit mit ihm einen Briefwechsel unterhielt. Im Verkehr mit solchen Männern erlernte der junge Engländer unsere Sprache so rasch, dass er schon nach fünf Monaten im Stande war den Messias mit Verständnis zu lesen. In einem italienisch abgefassten Brief an seinen Vater vom 26. Dezember 1881 erwähnt er neben Klopstock auch Lavater als Gegenstand seiner Lectüre. Doch unterliegt es keinem Zweifel, dass er während seines Aufenthaltes sich

[1]) Vgl. über ihn jetzt vor Allem E. Jacobs in der Zeitschrift des Harzvereins, Bd. 27, 1 ff.

Digitized by Google

eine eingehende Kenntnis der besten literarischen Erzeugnisse, der dichterischen wie der wissenschaftlichen, zu erwerben bemüht war, und dass er es nach einem Jahre dahin gebracht hatte, das Deutsche in Wort und Schrift vollständig zu beherrschen: und diesen Studien blieb er nicht nur sein ganzes Leben hindurch getreu, sondern war auch stets bestrebt, Andere für sie zu interessieren. In seiner Detmolder Umgebung scheint er sich grosser Beliebtheit und allgemeiner Anerkennung erfreut zu haben; wir hören, wie sogar die Fürstin des Landes sich nach dem jungen Engländer erkundigt, und sein Lehrer Roederer, der es ihm mitteilt, ruft im Anschluss an diese Nachricht mit komisch wirkender Emphase aus: „O mein lieber Britte, Sie sind bei Mehreren als mir unvergesslich." Gleichzeitig spendet er ihm das Compliment, er werde noch „ein teutscher Plinius" werden. Im Juli 1782 hatte Taylor Detmold verlassen und mit Empfehlungen an Goethe, Schloezer und Angelika Kaufmann versehen sich auf die Reise durch Deutschland begeben. Ueber seine Erlebnisse auf dieser Reise sind wir leider nicht unterrichtet. In Göttingen und Kassel scheint er allerdings gewesen zu sein, denn aus den Briefen Roederers an ihn geht hervor, dass er Schloezer und Angelika Kaufmann wirklich gesehen hat; ob auch Goethe in Weimar, bleibt unaufgeklärt. Weder in seinem sehr kurzen Reisebericht, noch auch späterhin hat er etwas davon erwähnt. Auf der Weiterreise nahm er seinen Weg über Leipzig, Dresden, Berlin, Königsberg, ging in Pillau zu Schiff und langte nach mancherlei Fährlichkeiten im November 1782 in der Heimat wieder an.

Dieser Zeitpunkt bildet einen wichtigen Abschnitt in Taylors Leben, Seine Lehr- und Wanderjahre waren jetzt beendet: er hatte eine gewisse Reife des Geistes erlangt, mannigfache Anregungen erhalten und Kenntnisse erworben, die bald die schönsten Früchte tragen sollten. Zunächst widmete er sich nach dem Wunsche seines Vaters dem kaufmännischen Beruf, aber daneben versäumte er es nicht, seine Studien eifrig fortzuführen und behielt trotzdem noch Zeit genug zur Pflege einer edlen Geselligkeit, zu der ihm sein Elternhaus häufige Gelegenheit bot. Norwich war zu Ende des vorigen Jahrhunderts durchaus nicht arm an Männern von Geist und Geschmack, die für wissenschaftliche und künstlerische Dinge

Digitized by Google

ein reges Interesse hegten. Die Stadt war im Mittelalter und wohl auch noch später eine der bedeutendsten im Lande.

Urbs speciosa situ, nitidis pulcherrima tectis,
Grata peregrinis, deliciosa suis —

so hatte sie einst ein Dichter besungen. Durch den Handel, besonders in Wollwaren, die in der Grafschaft fabriziert wurden, stand sie von jeher mit dem Ausland in dauernder Verbindung, Von ihrer Bedeutung hatte sie, zumal in Folge des mächtigen Aufblühens der Hauptstadt London, mancherlei eingebüsst doch noch immer wurde sie nach einem damaligen Zeugnis (im Monthly Magazine von 1799) „though in the language less of truth than flattery, the Athens of England" genannt. Von Männern, deren Namen eine mehr als lokale Berühmtheit genossen, verdienen ausser Taylor und seinem schon erwähnten Freunde Sayers genannt zu werden: Sir James Edward Smith, einer der hervorragendsen englischen Botaniker; Hudson Gurney, Dichter und Altertumsforscher; Joseph John Gurney und seiner Schwester Mrs. Elisabeth Fry, beide bekannt durch ihre Bemühung um die Reform der Gefängnisse und Abschaffung der Sklaverei. Einer etwas jüngeren Generation gehören drei Frauen an, die sich als Schriftstellerinnen ausgezeichet haben: Amelia Opie, deren Romane seinerzeit viel gelesen wurden; Sarah Austin, Uebersetzerin von Rankes Geschichte der Päpste sowie anderer deutscher Werke, endlich die bekannteste von Allen, Harriet Martinau, deren Leben bis in unsere Tage hineinreicht. Von den Besuchern, die von Zeit zu Zeit in diesen Kreis traten, müssen besonders drei hervorgehoben werden: Mrs. Barbauld, Taylors mütterliche Freundin; Sir James Mackintosh, ein glänzender Redner und Essayst, Verfasser der gegen Burke gerichteten Streitschrift „Vindiciae Gallicae"; endlich Robert Southey, der 1798 zuerst in Norwich erschien, mit Taylor enge Freundschaft schloss und mit ihm bis zu seinem Tode eine sehr interessante Korrespondenz unterhielt, auf die wir noch öfters zurückzukommen haben.

Diese geistig angeregten Elemente fanden sich in verschiedenen Klubs und Gesellschaften zusammen, in welchen nicht blos wissenschaftliche und literarische, sondern auch philosophische und religiöse Themata behandelt wurden. Es herrschte damals noch eine löbliche Toleranz, die es ermöglichte,

Digitized by Google

dass Anhänger der verschiedensten Richtungen friedlich mit einander verkehren konnten. Dass sich dies bald nach dem Ausbruch der französischen Revolution änderte, darf freilich nicht verschwiegen werden.

Es ist ja ein billiges Vergnügen über solche provinzielle Coterieen und „mutual admiration societies" die Schale des Spottes auszugiessen, wie dies Harriet Martineau in ihrer Selbstbiographie (Bd. I, 297 ff.) in reichem Masse gethan hat, wenn sie ihren Landsleuten „literary pretension and the vulgarity of pedantry" vorwirft und speziell von Taylor behauptet: „he was completely spoiled by the flatteries of shallow men, pedantic women and conceited lads." Ihr Urteil verliert an Gewicht, wenn man erwägt, dass sie während der Glanzzeit von Norwich noch ein Kind war, und dass sie durch körperliche Leiden und herbe Schicksalsschläge frühzeitig verbittert wurde. Wenn in Norwich, wie das auch sonst geschieht, geringere Geister sich gelegentlich etwas breit gemacht haben mögen, die tüchtigen Leistungen der hervorragenden Bürger der Stadt sind eine bündige Widerlegung jenes überscharfen Urteils. Vor allen Dingen diejenigen von William Taylor. Produktiv trat er zunächst noch nicht hervor, wohl aber bereicherte er den Schatz seiner Kenntnisse auf den verschiedensten Wissensgebieten. Welche Anregung von ihm ausging, sehen wir klar wenigstens in einem Falle: an dem Verhältnis zu seinem mehrerwähnten Freunde Sayers. Sayers scheint eine stille, zurückhaltende, in sich gekehrte Natur gewesen zu sein, oft zur Melancholie neigend; kein Wunder, dass der lebhafte, energische, erfahrene Freund bald die Herrschaft über ihn gewann und seinen Studien die Richtung vorschrieb. Natürlich stand das Deutsche bei ihnen im Vordergrund. Sie lasen zusammen Goethes Proserpina, Vossens Luise, Dramen von Klopstock und Oden von Stolberg; welche Früchte diese Lektüre trug, werden wir später sehen. In der biographischen Skizze, die Taylor 1823 seinem Freunde widmete, musste er allerdings gestehen: „He did not persevere in the study of the German language, nor was he a warm admirer of the literature." Die Freunde wurden bald getrennt, da Sayers 1783 die Universität Edinburgh bezog, um dort Medizin zu studieren. Dort besuchte ihn Taylor im folgenden Sommer; sie machten eine Tour durch

Digitized by Google

die schottischen Hochlande, in der Tasche die ossianischen Gedichte, da sie erproben wollten, wie weit die darin enthaltenen Naturschilderungen mit der Wirklichkeit übereinstimmten. Sie fanden sich nun doch ziemlich enttäuscht und Sayers bemerkte, dass, wenn man sich auch schwer von der Blindheit Homers überzeugen könne, so wäre man doch sehr geneigt, Osian für blind zu halten. 1788 folgte eine zweite Reise, welche die beiden Freunde an die englischen Seeen führte. Hier scheint auch bei Taylor ein poetischer Trieb zuerst sich geregt zu haben; wir können mit Sicherheit annehmen, dass wenigstens eine „Ode an den See von Keswick" in diese Zeit zurückreicht.

Neben diese poetischen Interessen traten bei Taylor bald die politischen und drängten jene in den Hintergrund. Der Ausbruch der französischen Revolution erregte aufs lebhafteste die Hoffnungen aller derjenigen, die für religiöse und politische Freiheit begeistert waren. Für William Taylor war seine Stellung von vorn herein gegeben. Er gehörte zur Klasse der Dissenters, die sich noch vielfach durch eine engherzige Gesetzgebung benachteiligt und bedrückt sahen; so ist es nicht zu verwundern, dass er sich der Partei mit Eifer anschloss, die die Abschaffung der Sklaverei, den Widerruf der Korporation- und Testakte und die Reform der Parlamentswahlen auf ihre Fahne geschrieben hatte. Auch in Norwich bildete sich zum Zwecke der Agitation eine „Revolution Society", der Taylor ebenso wie sein Vater als Mitglieder angehörten. Der erstere fand sogar Gelegenheit im Frühjahr 1790 nach Paris zu gehen, wo er tagelang den Sitzungen der Nationalversammlung folgte und von wo aus er begeisterte Berichte nach Hause sandte. Er war glücklich, in einem Lande zu sein, das ein nach seiner Ansicht so erhabenes Schauspiel darbot: „eine Nation von Helden, die aus freier Wahl einem Senat von Weisen gehorcht." Auch für ihn kam später der Moment der Ernüchterung. Nach Norwich zurückgekehrt, hielt er dort einen Vortrag[1]) über das Decret der Nationalversammlung vom 22. Dezember 1789, welches die Repräsentativverfassung ein-

[1]) Später gedruckt im 8. Bande des Monthly Magazine u. d. T. „a contribution to the theory of representation". Schon im 6. Bande findet sich von ihm ein „Plan of a Constitution for a Republic".

Digitized by Google

führt, und worin er an einzelnen Punkten scharfe Kritik übt. In dieselbe Zeit muss auch ein Gedicht von ihm fallen, das am 2. Gedenktage des Bastillensturmes (14. Juli 1791) zuerst öffentlich gesungen wurde und bis zur Reformbill des Jahres 1832 der Schlachtgesang der liberalen Partei in Norwich geblieben ist.[1]) Der Anfang lautet:

The trumpet of liberty sounds thro' the world,
And the Universe starts at the sound.
Her standard Philosophy's hand has unfurled,
And the Nations are thronging around.

Dazu der Refrain:

Fall, tyrants, fall!
These are the days of Liberty! fall, tyrants, fall!

Es ist merkwürdig, wie wenig in diesen Versen von der Aufregung und dem Enthusiasmus zu spüren ist, den doch die gewaltigen Ereignisse seiner Tage bei dem Verfasser geweckt haben müssen. Das ganze Gedicht mutet uns heute recht kühl und nüchtern an. Taylor war eben zum produktiven Dichter nicht geschaffen, so sehr er für poetische Schönheiten empfänglich war. Die Revolution Society wurde übrigens bald von der Regierung, die zu Reformen wenig geneigt und für die öffentliche Ruhe besorgt war, aufgelöst und Taylor dadurch zunächst die aktive Beteiligung an der Politik unmöglich gemacht.

Dieser Umstand kam aber seiner literarischen Thätigkeit zu gute. In den Beginn der neunziger Jahre gehört seine wohlbekannte Uebersetzung von Bürgers Lenore, die zuerst handschriftlich im Umlauf war und erst im Jahre 1796 im Märzheft des Monthly Magazine veröffentlicht wurde, vorher aber schon so merkwürdige Folgen hatte, dass sie geradezu als ein literarisches Ereignis bezeichnet werden kann. Mrs. Barbauld war in diesem Falle die Vermittlerin. Als sie 1794 in Edinburgh war, las sie Taylors Uebersetzung der Ballade im Hause des Philosophieprofessors Dugald Stewart vor. Walter

[1]) Mitgeteilt im Norfolk Chronicle vom 16. Juli 1791. Das Exemplar der Zeitung, das sich in der Bibliothek des Mr. Colman zu Carrow Abbey befindet, war mir durch die Güte von Mr. James Reeve zugänglich.

Digitized by Google

Scott hörte davon, wurde zur Nachahmung begeistert und erkannte nun erst klar seinen Dichterberuf.[1])

Es kann gar keine Frage sein, dass Taylor in diesem Falle der Preis gebührt; ohne ihn wäre Scotts Leistung, so achtungswert sie sein mag, einfach nicht denkbar gewesen. Scott verdankt seinem Vorgänger das Versmass, die vierzeilige Strophe; gleich Taylor hat er die Handlung ins Mittelalter, den Schauplatz nach England verlegt; endlich hat er geradezu zwei Verse aus Taylors Version wörtlich herübergenommen Tramp, tramp across the land they speed; splash, splash across he sea), Verse, die durch Verlegung des Schauplatzes notwendig geworden waren. Als Scott seine Uebersetzung — zugleich mit einer Uebertragung des „Wilden Jägers" von Bürger u. d. T. „The Chase" — herausgab, sandte er auch Taylor ein Exemplar zu mit einem sehr höflichen Briefe (datiert Edinburgh, 25. Nov. 1796), in welchem er sein „Plagiat" zugesteht und dafür um Verzeihung bittet (Mem. I, 94). Taylor antwortet am 15. Dez. in einem Schreiben, worin er es in taktvoller Weise ablehnt die Lenorenübersetzung zu beurteilen (praise might seem hypocrisy — criticism, envy). Um so ausführlicher kritisiert er dann „the Chase": er findet „a few passages written in too elevated a style for the general spirit of the poem", dann aber nennt er doch das Ganze „a most spirited and beautiful translation" (l. c. p. 98). Die Korrespondenz schliesst mit einem Briefe von Scott, worin er einzelne Versehen zugestehen will, an anderen Stellen hingegen (wie es scheint, mit Recht) seine Auffassung verteidigt.

So hoch man auch Taylors Verdienst als Uebersetzer anschlagen muss, so dürfen doch auch seine Schwächen nicht übersehen werden. In dieser Beziehung ist es interessant Urteile von Männern wie Coleridge und Wordsworth zu hören, die sie während ihres Aufenthaltes in Deutschland austauschten (vgl. den Brief Coleridge's an Taylor vom 25. Januar 1800; abgedruckt Mem. I, 318). Coleridge war der Ansicht, der Uebersetzung, so viel poetische Schönheit sie auch auszeichne, mangle der rasche Fluss und die Einheitlichkeit (the rapidity and

[1]) Alle diese Dinge sind von Brandl in seiner kurzen, aber abschliessenden Skizze „Lenore in England" [in Erich Schmidts Charakteristiken, p. 244 ff.] behandelt.

Digitized by Google

oneness) des Originals. Ferner betont er mit Recht, die Wahl des Metrums[1]) (eine vierzeilige Strophe statt der achtzeiligen bei Bürger) sei eine unglückliche, und Wordsworth stimmt ihm zu, indem er sagt: „In Lenore, the concluding double rhymes of the stanza have both a delicious and pathetic effect: „Ach, aber für Lenoren war Gruss und Kuss verloren." (C. c. p. 320) Grade diesen Effekt hat sich Taylor entgehen lassen, indem er durchweg nur männliche Reime gebraucht. Man wende nicht ein, dass dies der Natur der englischen Sprache gemäss sei; dass ein engerer Anschluss an das Deutsche möglich ist, hat M. G. Lewis bewiesen, als er in seinen „Tales of Wonder" (1800) Taylors Version, der er das höchste Lob spendet, wieder ab- und als Probe die erste Strophe im Versmass des Originals vorrausschickte. Er verwirft dies übrigens als „producing an effect very unsatisfactory to the ear!" Coleridge tadelt noch mit Recht, dass Taylor die biblischen Anklänge in dem Dialog zwischen Mutter und Tochter nicht wiederzugeben versucht habe. Im Gegensatz zu den beiden Dichtern hatten die kritischen Zeitschriften nichts als Lob für Taylors Leistung: sowohl die Critical Review (vol. 17, p. 306) und die Monthly Review (vol. 22, p. 186) in England, wie die Allgemeine Literaturzeitung (1796, Bd. IV, 921) in Deutschland. Benzler meinte in einem Briefe vom 19. Nov. 1791 (Mem. I, 106, Anm.): „Ueber das Ganze Ihrer Uebersetzung muss ich wiederholen, dass Sie nach meinem Gefühl den Ton ihrer alten Balladensänger vollkommen getroffen haben. Aber freilich ist der Ton nicht der Bürger'sche. Dieser ist männlich, gedrungen, voll Feuer und Kraft: jener etwas matt und schwatzhaft, dabei aber weicher und lieblicher." Es verdient bemerkt zu werden, dass Bürger von Taylors Uebersetzung (vermutlich durch Benzler) Kenntnis erhalten und sie in hohem Grade gebilligt hat (vgl. Gött. gel. Anz. 1796, 197. Stück, p. 1962).

Es lässt sich übrigens nachweisen, dass schon vor Taylor eine Uebersetzung der Lenore von einem Engländer versucht worden ist. In dem bereits früher erwähnten „Tableau de

[1]) Es sei hier an den Ausspruch A. W. Schlegel's erinnert: „In dasselbe Silbenmass zu übersetzen, sofern sich demselben die Sprache nicht ganz weigert, sollte das Grundgesetz aller poetischen Nachbildungen sein" (Ges. Werke XI, 325).

Digitized by Google

l'Allemagne et de la litérature allemande: par Anglois à Berlin pour ses amis à Londres" (1782) heisst es von unserer Ballade: „J'en connois une traduction Anglaise que le traducteur a communiqué à quelques-uns de ses amis; mais le ridicule que ceux-ci ont jetté sur ce petit poème l'a empêché de la faire paraître." Der Verfasser, der für das Romantisch-Volkstümliche offenbar kein Organ hat, bemerkt ferner: „Le mélange du facétieux et du sacré me dégoûte dans ces ballades." Wie lebhaft das Interesse für die Ballade damals in England war, ergiebt sich u. a. aus dem Briefe eines in Niedersachsen reisenden Engländers (datiert Hamburg, 9. April 1799) abgedruckt im Monthly Magazine, Bd. 8, p. 602. Er hat die der Ballade zu Grunde liegende Geschichte aus dem Munde des Postmeisters Cordes in Glandorf bei Osnabrück gehört und ist dadurch zu der Ueberzeugung gekommen, dass Bürgers Gedicht thatsächlich auf volkstümliche Ueberlieferung zurückgeht und nicht etwa auf dem „Suffolk Miracle" beruht. Dabei kehren die auch bei Erich Schmidt (l. c. p. 220) citierten Stellen aus dem münsterländischen Märchen wörtlich wieder. Richtig bemerkt der Engländer: „If even the whole poem were not of Bürger's own invention, it cannot be denied, that it has considerably gained under his hands."[1])

Das Lob, das seiner Arbeit in so reichem Masse zu Teil wurde, ermutigte Taylor zu weiteren Versuchen, und so sehen wir denn kurz nach einander zwei neue Uebersetzungen von ihm erscheinen: die des Nathan (1791, zuerst als Privatdruck) und der Iphigenie (1793). Die letztere muss übrigens schon einige Zeit vorher fertig gewesen sein; dies beweist ein Brief Benzlers vom 10. August 1791, worin er seine Freude darüber ausspricht, dass Taylor verschiedene von ihm vorgeschlagene kleine Aenderungen acceptiert habe.

Schon die Auswahl dieser beiden Dramen wirft ein helles Licht auf Taylors Gesinnung und Geschmack. Deutlich zeigt

[1]) Als Nachträge zur Bibliographie wären noch zu verzeichnen:
a) Eleonora: Novella morale scritta sulla traccia d'un poemetto Inglese tradotto dal Tedesco. Tratenimento Italico di Mrs. Taylor 1798. Vgl. M. Rev. 27, 111.
b) Lenore: Ballade in drei Uebersetzungen [von Stanley, Spencer und Pye] herausgegeben von Eschenburg (1797).

Digitized by Google

es sich hier, wie fruchtbar der Aufenthalt in Deutschland für ihn geworden, wie völlig er den Grundgedanken der deutschen Kultur, das Prinzip des reinen Menschentums, der Duldung und Humanität in sich aufgenommen hatte. Die Uebersetzung des Nathan bedeutet nun einen entschiedenen Fortschritt über die Lenore hinaus. Allerdings war die Form hier unabänderlich gegeben, aber wie schwer war es für ihn die etwas holprigen Jamben Lessings seinen Landsleuten mundgerecht zu machen und dabei doch sinngetreu zu übertragen! Man kann es beobachten, wie seine Kraft der Aufgabe gegenüber wächst. Der Anfang, speziell die erste Szene, erscheint daher nicht so gelungen wie die späteren Partien. So ist z. B. in der Antwort auf Dajas Ausruf: „Thanks to the Almighty" ein Flickvers eingeschoben: „Yes, Daja, thanks, That I have reached Jerusalem in safety." Ungeschickt ist ferner „wie elend hättet Ihr indess hier werden können" wiedergegeben durch: „How miserable you had nigh become during this little absence": während doch kurz vorher Daja sein langes Ausbleiben beklagt hat u. a. m. Um so viel besser ist dann der Anfang des zweiten Aktes, die Schachspiel-Szene zwischen Saladin und Sittah. Hier sind die Schwierigkeiten, welcher der in kurzen, abgerissenen Sätzen vorwärtsschreitende Dialog, sowie die technischen Ausdrücke des Spiels dem Uebersetzer bereiten, glänzend überwunden. Nicht minder vortrefflich ist, um noch ein Seitenstück dazu anzuführen, die Erzählung von den drei Ringen gelungen. Trotzdem hat Lessings Drama in England nie festen Fuss fassen können, obwohl Taylors Uebersetzung noch neuerdings (u. a. in Cassells National Library als 38. Bändchen) neu aufgelegt worden ist. Als Taylor seine Arbeit 1805 dem grossen Publikum zugänglich machte, meinte ein Kritiker in einer Besprechung in der Annual Review (VI, 634): „It would not be tolerated in this age of orthodoxy." Viel ungünstiger noch lautete das Urteil des bekannten Edinburger Kritikers Jeffrey (Edinburgh Review 8, 148 ff.). Er spricht von dem Stück durchweg in einem ironischen Ton, der einen völligen Mangel an Verständnis verrät. Southey schreibt darüber am 27. Mai 1806 ganz entrüstet an Taylor (Mem. II, 129): „I cannot express to you how strongly I am displeased with Jeffrey's conduct about Nathan", und nennt dessen Kritik „a ras-

Digitized by Google

cally hypocritical article". Merkwürdigerweise erklärt Taylor (ib. p. 135): „I agree with Jeffrey in most things about „Nathan" and am well satisfied with his reviewal." Man muss freilich bedenken, dass dieser so resigniert klingende Anspruch zu einer Zeit gethan wurde, als die Begeisterung für deutsche Literatur sich schon etwas gelegt hatte.

Vor allem ist zu beklagen, dass dem Drama Lessings der Zugang zur englischsn Bühne verschlossen blieb, zu der doch so viele geringwertige Stücke aus Deutschland den Weg fanden. Dasselbe gilt auch von der Uebersetzung des Werkes, gegen das doch selbst vom orthodoxen Standpunkt aus ein Widerspruch nicht hätte erhoben werden können: der Iphigenie. Diese Leistung bezeichnet ohne Zweifel den Höhepunkt von Taylors Uebersetzerthätigkeit. Wir glauben es noch heute herauszufühlen, mit welcher Begeisterung und Liebe zur Sache er daran gearbeitet hat. Es ist ihm denn auch in seltenem Masse gelungen nicht nur die melodisch hinfliessenden Verse Goethes im Englischen nachzubilden, sondern auch den Sinn und Ausdruck im einzelnen getreu und erschöpfend wiederzugeben. Seine Arbeit verdient um so mehr Anerkennung, als dies der erste Versuch einer Uebersetzung von Goethes Drama in England war. Man wird also einem so kompetenten Kritiker wie Henry Crabb Robinson Recht geben müssen, wenn er noch am 31. Jan. 1829 an Goethe schreibt: „Taylors „Iphigenia in Tauris", as it was the first, so it remains the best version of any of your larger poëms." Als Glanzpunkte der Uebersetzung wären etwa zu nennen: der Eingangsmonolog Iphigeniens, im zweiten Akt das Zwiegespräch zwischen Orest und Pylades, endlich im letzten Auftritt des dritten Aktes das Gebet der Priesterin. Da die Taylorsche Uebersetzung nicht allgemein zugänglich ist, mag hier das ersterwähnte Stück als Probe mitgeteilt sein:

Beneath your waving shade, ye restless boughs
Of this long-hallow'd venerable wood,
As in the silent sanctuary's gloom,
I wander still with the same chilly awe
As when I enter'd first: in vain my soul
Attempts to feel itself no stranger to you.
A mightier will, to whose behest I bow,
For years hath kept me here in deep concealment;

Digitized by Google

Yet now it seems as foreign as at first.
For, ah! the sea, from those I love, divides me;
And on its shore I stand the live-long day
Seeking, with yearning soul, the Grecian coast,
While the waves only echo back my sighs
In hoarser murmurs. O how luckless he,
Who from his parents and his brethren far
Lonesome abides! The approaching cup of joy
The hand of sorrow pushes from his lip.
His thoughts still hover round his father's hall,
Where first the sun-beams to his infant eye
Unlock'd the gates of nature — where in sports
And games of mutual glee the happy brothers
Drew daily closer soft affection's bonds.
I would not judge the gods — but sure the lot
Of womankind is worthy to be pitied.
At home, at war, man lords it as he lists;
In foreingn provinces he is not helpless;
Possession gladdens him; him conquest crowns;
E'en death to him extends a wreath of honour.
Confin'd and narrow is the woman's bliss:
Obedience to a rude imperious husband
Her duty and her comfort; and, if fate
On foreign shores have cast her, how unhappy!
So Thoas (yet I prize his noble soul)
Detains me here in hated, hallow'd bondage.
For, tho' with shame I feel it, I acknowledge
It is with secret loathness that I serve thee,
My great protectress, thee, to whom my life
'T were fitting I in gratitude devoted;
But I have ever hop'd, and still I hope,
That thou, Diana, wilt not quite forsake
The banisht daughter of the first of kings.

(Hist. Surv. III, 249.)

Wenn man an Taylors Arbeit irgend etwas tadeln will, so wäre es vor allem die Art, wie er die im Drama wiederholt (Akt I u. IV) vorkommenden daktiylisch-anapästischen Verse wiedergiebt. Es ist nicht zu leugnen, dass hier manches steif und gezwungen klingt. Bei weitem besser ist die kürzlich erschienene Uebertragungen des Parzenliedes im 7. Bande der Publikation der Goethe Society, verfasst von Frau Freiligrath-Kroeker.

Ein Exemplar seiner Uebersetzung sandte Taylor an Goethe nach Weimar; ob es aber in des Dichters Hände gekommen

Digitized by Google

ist, hat er nie erfahren, und vielleicht schreibt sich daher eine gewisse Animosität in seinem Urteil über Goethe, die sich wiederholt geltend macht. Eine Erklärung für Goethes Verhalten mag man in seiner an Eckermann gerichteten Aeusserung finden (Düntzers Ausg. I, 216), wo er beklagt, dass er manchem wackeren Manne nicht habe antworten können, da er oberflächliche Redensarten für unwürdig hielt und nicht immer jedem etwas Besonderes und Gehöriges zu sagen wusste. Dass Goethe einzelne Teile der Uebersetzung schon früh kennen lernte, ergiebt sich aus einem Briefe an Friedrich Heinrich Jacobi vom August 1793 (Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi, p. 172). Dass er ein Exemplar davon besass, darf man wohl aus einer Aeusserung in den „Tages- und Jahresheften" schliessen: „In England erschien eine Uebersetzung der Iphigenia, Unger druckte sie nach, aber weder ein Exemplar des Originals noch der Kopie ist mir geblieben." (Hempel, Bd. 27, p. 22, Nr. 74 und p. 378 Anm.). Thatsächlich befinden sich aber in Goethes Bibliothek, wie mir Herr Hofrat Dr. Ruland freundlichst mitgeteilt hat, die Originalausgabe, der Ungersche Nachdruck, sowie Taylors „Historic Survey of German Poetry", wo im 3. Bande das Stück ebenfalls zu lesen ist. Dieses Werk hat Carlyle auf Goethes Wunsch nach Weimar geschickt, wie wir aus einem noch ungedruckten Briefe von ihm an seinen Freund Macvey Napier erfahren (Edinburgh Review Bd. 150, p. 62). —

Um diese Zeit beginnt auch Taylors Thätigkeit als Kritiker, die um so wichtiger ist, als gerade die literarische Kritik das Feld war, auf welches ihn seine Kenntnisse und seine Begabung vor allem hinwiesen und auf dem er für das Bekanntwerden unserer Literatur in England am erfolgreichsten thätig gewesen ist. Es war in erster Reihe die schon seit langer Zeit bestehende, sehr angesehene „Monthly Review", die seine Dienste in Anspruch nahm. Herausgeber war jener Dr. Griffiths, für den schon Oliver Goldsmith geschrieben hatte. Die Mitarbeiter der Review waren meistenteils Dissenter, auf politischem Gebiete war ihre Tendenz entschieden liberal. Taylors erster Beitrag erschien im April 1793 und betraf die „Metaphysical und Literary Disquisitions" seines Freundes Sayers. Drei Jahre später gründete John Aikin, Bruder der Mrs. Barbauld,

Digitized by Google

ein hervorragendes Mitglied der unitarischen Gemeinschaft, das Monthly Magazine, und es verstand sich von selbst, dass Taylor auch hier zur Mitarbeiterschaft herangezogen wurde. Für diese beiden Zeitschriften hat er dann in einem Zeitraume von etwa dreissig Jahren (1793 bezw. 1796 bis 1824) rund 1300 Artikel geliefert. Kürzere Zeit schrieb er auch für die Annual und die Critical Review, sowie für das bald wieder eingegangene Athenaeum. Alles in allem beträgt die Zahl der von ihm herrührenden Aufsätze und Kritiken ungefähr 1750 (Mem. I, 126), gewiss eine respektable Leistung. Der Inhalt seiner Artikel ist von der allermannigfachsten Art. In erster Reihe bespricht Taylor die schöne Literatur seines Vaterlandes, wie die des Continents, vor allem natürlich Deutschlands. Als sehr bedeutsam sind hier seine zahlreichen Uebersetzungen deutscher Gedichte zu nennen, die er in seine Kritiken als Stilproben einzuflechten liebte, die aber auch zum Teil selbständig erschienen sind. Die meisten sind später in seinen „Historic Survey" aufgenommen worden. Im Uebrigen entwickelte er eine staunenswerte Vielseitigkeit. Wenn wir Band 14 bis 17 der Monthly Review durchgehen, zu denen er zuerst Beiträge lieferte, so finden wir ihn gleichmässig bewandert in der platonischen Philosophie, in den keltischen Altertümern und in der Geschichte der heiligen Vehme wie in der Statistik des indischen Handels und den Prinzipien der Kolonialpolitik. Dass er sich auch hier mit den öffentlichen Angelegenheiten befasste, wird nicht Wunder nehmen, und man kann sagen, dass er sich gerade mit einer Reihe von politischen Artikeln die Sporen als Kritiker verdient hat. Diese Artikel richteten sich gegen die Schriften von Robinson and Barruel, welche beide gegen die Freimaurer, sowie andere geheime Gesellschaften die Beschuldigung erhoben, als verfolgten sie revolutionäre, staatsgefährliche Ziele. Diesen Dunkelmännern gegenüber vertrat Taylor mit Eifer und Geschick die Sache der Freiheit der Vernunft, und es gelang ihm in der Monthly Review ihre Anklagen als boshaft und nichtig nachzuweisen.[1])

Taylors Recensiermethode unterscheidet sich wesentlich

[1]) Vergl. hierzu den Schiller-Cotta'schen Briefwechsel p. 419, Anm. 5, wo auch die Aeusserungen deutscher Zeitschriften citiert werden.

Digitized by Google

von der bis dahin in England üblichen. Die Kritiker hatten sich bisher im besten Falle begnügt ihr Urteil über ein Werk zu fällen mit kurzer Begründung und Anführung bezeichnender Stellen; allzuoft aber verrieten sie geringe Sorgfalt und Gründlichkeit. Die Forderungen, die Coleridge gerade damals (1796) in seinem „Watchmann" an die Kritiker stellte,[1]) hat Taylor im Wesentlichen verwirklicht. Er erweitert sehr häufig seine Recensionen zu Essays, in denen er seine eigenen, oft höchst treffenden und originellen Ansichten über das gerade vorliegende Thema vorträgt. So ist ihm eigentlich, wie W. Hazlitt in seinem „Spirit of the Age" (p. 308) hervorhebt, ein Verdienst zuzuschreiben, das die Begründer der Edinburgh Review später für sich in Anspruch nahmen.

Hier ist auch wohl der Ort über Taylors schriftstellerischen Stil Einiges zu sagen. Das Vorbild, das ihm wie den meisten seiner Zeitgenossen vorschwebte, war der grosse Samuel Johnson, und so finden wir denn auch bei ihm jene elegante und würdevolle, wenn auch manchmal etwas gespreizte und schwerfällige Ausdrucksweise, die dem Diktator der englischen Sprache eigen war. Aber Taylors Sprache ist volltönender und bilderreicher als die Johnsons, da er aus dem reichen Schatze seiner Belesenheit schöpft. Ferner ist Taylor, der wohl auch von seiner deutschen Lektüre etwas beeinflusst war, die Einführung neugebildeter Worte eigentümlich, die dem Durchschittsleser ebenso unverständlich bleiben mussten wie seine oft so barocken Einfälle.[2]) Vergeblich machten ihm die Redakteure der Zeitschriften Vorstellungen darüber, vergebens mahnten ihn die Freunde von dieser Gewohnheit zu lassen. So schreibt ihm Southey am 14. Febr. 1803 (Mem. I, 452): „You have ruined your style by Germanisms, Latinisms and Greekisms, you are sick of a surfeit of knowledge, your learning breaks out like scabs and blotches upon a beautiful face." An einer anderen Stelle heisst es (ib. II, 88: „Wordsworth, who admires and reverences the intellectual power and the knowledge wich you everywhere and always display, and who wishes to see

[1]) Vergl. Brandl, Coleridge, p. 151.

[2]) Beispiele der Art sind: ambidextery, attroopment, conversationist, indecypherableness, interestability, iridescency, omnifariousness, to rebarbarize etc.

Digitized by Google

you here as much as I do, frets over your barbarisms of language, which I labour to excuse, because there is no cure for them." Trotzdem gab Taylor seine stilistischen Unarten nicht auf; entweder wollte oder konnte er es nicht anders. Sehr hübsch charakterisiert seinen Stil Sir James Mackintosh, sein Freund und Bewunderer, in einem Briefe (abgedruckt Mem. I, 62): „I can still trace William Taylor by his Armenian dress, gliding through the crowd, in Annual Reviews, Monthly Magazines, Athenæums, rousing the stupid public by paradox, or correcting it by useful or seasonable truth. It is true that he does not speak the Armenian, or any other language but the Taylorian; but I am so fond of his vigour and originality, that for his sake I have studied and learned his language. As the Hebrew is studied for one book, so is the Taylorian by me for one author." Mackintosh deutet hier eine Schwäche an, in die Taylor nur zu oft verfallen ist, nämlich seine Vorliebe für paradoxe Gedanken und Aussprüche. Er liebte es, in der Unterhaltung mit Behauptungen hervorzutreten, die seine Umgebung überraschen und verblüffen mussten. Sehr bezeichnend ist was Harriet Martineau von ihm berichtet (Autobiogr. I, 300): „When William Taylor began: 'I firmly believe', we knew that something particularly incredible was coming." Und dann hörte man wohl von ihm „defences of suicide, avowals that snuff alone had rescued him from it, information given as certain that 'God save the king' was sung by Jeremiah in the temple of Solomon", und was dergleichen Scherze mehr sind. Derartige Dinge mochten hingehen, so lange sie zur Belebung der geselligen Unterhaltung dienten; bedenklicher ist es schon, wenn Taylor solche Behauptungen in seinen Schriften vorbringt, wie z. B. in einem seiner früheren Beiträge zur Monthly Review (Bd. 12, p. 204), wo er in der Recension einer Tacitusübersetzung sich zu der Annahme versteigt, der Mythus vom Phoenix sei eine Allegorie, von den ägyptischen Priestern erfunden, um das Auftreten der Kometen zu erklären! Manchmal macht es geradezu den Eindruck, als ob es in solchen Fällen ihm mehr darauf ankomme zu zeigen, was für ein geistreicher Mann er ist, als zur Erforschung der Wahrheit beizutragen. Wie sehr er sich selbst dadurch geschadet hat, mag an einem Beispiel gezeigt werden, das zugleich auf die Entwickelung seiner

Digitized by Google

religiösen Meinungen ein helles Licht wirft. Im Jahre 1809 hatte er es übernommen für die Critical Review den von dem freisinnigen Theologen Paulus verfassten kritischen Commentar über das neue Testament anzuzeigen. Nun hatte er schon bei anderer Gelegenheit Aeusserungen gethan, die nichts weniger als orthodox waren[1]) und damals ohne Zweifel Anstoss erregen mussten. In seiner Besprechung des Paulus'schen Werkes kommt nun folgende Stelle vor: „We are not exclusively devoted to the dogmas of any sect. We respect, we venerate the True Christian; but Trinitarians, Arians Socinians are alike indifferent to us. Wie love none of their individious disinctions, their sectarian and unbrotherly names. They have too long distracted the world with their vain und senseless logomachies." Das ist eine Sprache, an der kein Einsichtiger und Billigdenkender Anstoss nehmen wird, damals aber war man für solch freie Anschauungen in England noch nicht empfänglich. Besonders im Lager der Unitarier erhob sich ein Sturm der Entrüstung darüber, dass ein Mitglied der Gemeinschaft (als solches galt Taylor immerhin noch) es gewagt hatte, sich öffentlich in dieser Weise zu äussern. Einer der tähigsten unter ihren Geistlichen, Thomas Belsham, der noch kurz zuvor „an improved version of the New Testament" herausgegeben hatte, die gewiss nicht dem orthodoxen Standpunkt entsprach, machte einen heftigen Ausfall gegen ihn in dem unitarischen Hauptorgan, dem Monthly Repository (August 1809). Und nun that Taylor einen Schritt, den er sehr bald zu bereuen hatte, weil er sich dadurch seinen Widersachern gegenüber ins Unrecht setzte. Er veröffentlichte 1810 eine Broschüre unter dem Titel „A Letter concerning the two first chapters of Luke, addressed to an editor of the Improved Version". Belsham hatte nämlich die Unechtheit der beiden ersten Kapitel des Lukasevangeliums behauptet; Taylor versuchte hier das Gegenteil zu beweisen und ging sogar soweit, Zacharias für den Verfasser zu erklären, der sich dabei, wie er meinte, für den Vater Johannes des Täufers wie für den Vater Christi habe ausgeben wollen. Gewiss wird niemand dem mutigen

[1]) Vgl. seine Recension von Eichhorns Einleitung in das alte Testament: Monthly Rev. 23, 481 ff.

Digitized by Google

Kämpfer, der gegen engherzige Orthodoxie und geistlosen Buchstabenglauben in die Schranken tritt, Lob und Anerkennung versagen; aber so lag doch in Wahrheit die Sache hier nicht, und man würde sehr unrecht thun diese Fehde etwa dem Wolfenbüttler Fragmentenstreit zu vergleichen. Wenn Belsham kein Goeze war, so war Taylor gewiss auch kein Lessing. Leider hat er hier wieder seinen Geist und seine Gelehrsamkeit missbraucht: seine ganze Beweisführung ist auf sophistischen Scheingründen aufgebaut, die hier näher zu beleuchten sich nicht verlohnt. Der Ausgang konnte denn auch nicht zweifelhaft sein: keine Stimme erhob sich zu Taylors Gunsten. Viele Leute, sagt sein Biograph nicht ohne einen Anflug von Ironie, übergaben die Schrift ungelesen dem Feuer, zu dem sie wohl am liebsten auch den Verfasser verdammt haben würden, wenn sie es gekonnt hätten. Thatsache ist es, dass die Publikation der Schrift Taylor sehr viele Sympathien entfremdete.

Dazu kam noch ein anderes. Seitdem Taylor sich dem Berufe eines Schriftstellers gewidmet hatte, musste er notgedrungen seine kaufmännischen Geschäfte vernachlässigen. Es kostete ihm schliesslich nicht viel Mühe seinen Vater zur Aufgabe des Geschäfts, das ohnehin in Folge der kriegerischen Zeitläufe wenig einträglich sich gestaltete, zu überreden und ihn zu veranlassen sein Kapital anderweitig anzulegen. Dies führte zu beträchtlichen Verlusten; ein besonders schwerer Schlag traf die Familie im Jahre 1811 und nötigte sie das stattliche Haus, das sie bisher bewohnt hatten und das so lange der Mittelpunkt heiterer Geselligkeit gewesen war, zu verlassen und eine bescheidene Wohnung zu beziehen. Eine ganze Anzahl ihrer Freunde zog sich nun von ihnen zurück, indem sie die ketzerischen Gesinnungen Taylors zum willkommenen Vorwand nahmen; eine kleinere Zahl bewährte allerdings auch jetzt ihre Treue, darunter Sayers und Southey. Indessen kann man es wohl verstehen, dass Taylors Lebensweg von jetzt an abwärts führt. Wohl hat er noch vielerlei geschrieben, aber gar manches von dem, was in die zweite Hälfte seines Lebens fällt, lässt die Frische und Originalität vermissen, die ihm früher eigen gewesen; und übt demzufolge nicht mehr dieselbe Wirkung wie früher. Viel mag auch daran liegen, dass er

Digitized by Google

nun, wo er die Schriftstellerei nur zum Vergnügen, sondern zum Zwecke des Lebensunterhalts betreiben musste, sich nicht immer die nötige Zeit nahm und daher oft nicht so sorgfältig arbeitete wie früher. Häufig hört man ihn jetzt in seinen Briefen über körperliche Leiden und Unlust zu geistiger Arbeit klagen.

Wir hatten Taylors Uebersetzungen bis zum Erscheinen der Iphigenie verfolgt und ihn dabei auf der Höhe seiner Thätigkeit gesehen. Was danach kommt, ist an Wichtigkeit den früheren Leistungen nicht zu vergleichen. Zunächst wäre hier die Uebersetzung von Wielands Göttergesprächen zu nennen (Dialogues of the Gods, originally written in Germany by C. M. Wieland 1795). In der Vorrede wird betont, wie Wieland zwischen den reaktionären und revolutionären Parteien eine vernünftige Mittelstellung einnimmt. Das Bändchen enthält der Reihe nach das 9., 13., 10. und 11. Gespräch, die sich alle auf die französische Revolution beziehen. Als Taylor ein Menschenalter später in dem „Historic Survey" Wieland behandelte, schien ihm diese Dialoge nicht mehr zeitgemäss, und er fügte dafür fünf andere ein (Nr. 1, 3, 5, 6, 8). Seine Uebersetzung ist im Ganzen gut und sinngemäss zu nennen. Allerdings kommen kleinere Irrtümer vor: charakteristische Ephiteta werden öfters garnicht oder ungenau übertragen. Von noch höherem Interesse sind aber für uns die beiden Nachahmungen der Göttergespräche, die Taylor verfasst hat und die im 2. (1796) und 5. Bande (1798) des Monthly Magazine abgedruckt sind. An dem ersten Gespräche nehmen Teil: Jupiter, Apollo und Numa, später Lelio Socini, der, wie man annehmen darf, im Namen des Verfassers redet. Die Tendenz ist anscheinend die Anpreissung der unitarischen Lehre, die allerdings sehr weitherzig aufgefasst wird. Socini verteitigt das Christentum gegen die alten Götter und äussert dabei Ansichten, die sich im Munde eines Reformators seltsam genug ausnehmen. So will er z. B. die Heiligenbilder nicht aus den Kirchen entfernen, weil das Volk durch sie an Beispiele von Opfermut und Selbstverleugnung erinnert wird, Tugenden, die in stürmischen Zeiten dem Staatswohle zu Gute kommen. Man bemerkt hier schon im Keime eine von Taylors Lieblingsideen von den schädlichen Folgen der Reformation, welche er späterhin weiter ausführte (vgl. Monthly

Digitized by Google

Magazine, Bd. 26; Hist. Surv. I, 187). Es scheint, als habe er schon damals mit dem Protestantismus innerlich gebrochen und als rühme er die katholische Kirche, der er sicherlich fern stand, aus Opposition gegen die in seiner Heimat herrschenden Zustände. — Das zweite Gespräch ist ein Dialog zwischen Karl I. und Ludwig XVI. Im Wesentlichen führt der Erstere das Wort; er hält seinem Schicksalsgenossen einen langen Vortrag über die Politik, die er hätte befolgen müssen, wenn er sich in seiner Stellung behaupten wollte. Auch er drückt sich nicht so aus, wie man es nach seinem historischen Charakter erwarten sollte: er spricht viel mehr im Tone eines konstitutionellen Königs als in dem eines nach absoluter Gewalt strebenden Monarchen. Vielleicht ist in diesem Falle nicht sowohl Wieland als Fénélon das Vorbild gewesen, der in seinen Dialogues des morts oft genug eine Art kritische Geschichte bietet, um daraus am Schluss eine Moral zu ziehen (vgl. J. Rentsch, das Totengespräch in der Literatur, p. 32; Plauen 1895). Wie dem auch sein mag, so viel steht fest, dass diese Nachahmungen sich mit dem Original nicht im Entferntesten messen können nirgendwo bemerkt man die Grazie des Stils, den schalkhaften Humor, die feine Satire, die dem deutschen Dichter im besonderen Masse eigen sind.

Die Wielandübersetzung Taylors fand, wie es scheint, nicht annähernd den gleichen Beifall wie seine früheren Leistungen. Es muss dies um so mehr Wunder nehmen, als genau um dieselbe Zeit andere Werke des „deutschen Lucian" übertragen wurden, woraus man auf dessen besondere Beliebtheit schliessen möchte. So erschien in einer Sammlung u. d. T. Varieties of Literature (London 1795) eine weitere Uebersetzung von vier Göttergesprächen. Das noch wenig beachtete Werk bringt ausserdem eine Reihe von Aufsätzen Wielands, ferner kürzere Prosastücke von Schiller und Bahrdt, sowie Erzählungen von Meissner u. a. m. Im folgenden Jahre wurden „Select Fairy Tales; from the German of Wieland" veröffentlicht, die im British Critic (9, 559) sehr gelobt werden, jetzt aber wie viele Bücher dieser Art verschollen sind. Ausserdem sind hier zu vermerken: „the Sympathy of Souls by Mr. Wieland, attempted from the French and revised after the original German" (von einem Deutschen namens Winzer, London 1795), ferner die 1796

Digitized by Google

erschienene anonyme Uebersetzung des Peregrinus Proteus. Eine verkürzte Bearbeitung desselben Werkes von J. B. Elrington kam 1804 heraus. Die beste Leitung ist anerkanntermassen die Oberonübersetzung von Sotheby (1798). Eine Erklärung für den Misserfolg Taylors[1]) liesse sich wohl in dem Umstande finden, dass gerade im letzten Decennium des 18. Jahrhunderts Uebersetzungen aus dem Deutschen in solchen Massen auftraten wie nie zuvor. Leider wurde dann von der Fülle des Mittelmässigen und geradezu Schlechten das Gute überwuchert und blieb unbeachtet. Wie deutlich man übrigens damals in England die weltbeherrschende Stellung der deutschen Literatur empfand, lehrt eine interessante Stelle im Monthly Magazine vom Jahre 1799 (Bd. 8, p. 991). Dort heisst es: „Die Begeisterung für deutsche Literatur ist nicht auf England allein beschränkt, sondern herrscht ebenso sehr, wenn nicht noch mehr in Frankreich, wo die Uebersetzungen von Wielands, Lafontaines, Kotzebues und Schillers Werken mit wahrer Gier gelesen werden. Sogar die Werke des abstrusen (!) Professor Kant haben einen Uebersetzer gefunden und werden viel mehr studiert als in unserem Vaterlande. Die Holländer besitzen eine ausgezeichnete metrische Uebersetzung des Klopstock'schen Messias, sowie eine lateinische und holländische Version von Kants metaphysischen Werken, scheinen aber der Einführung dramatischer Werke aus Deutschland abgeneigt zu sein. Sogar Spanien, das noch vor kurzem den Fortschritten der Kultur in England, Frankreich und Deutschland unthätig zusah, hat innerhalb der letzten zwei Jahre den Erzeugnissen der deutschen Muse eine günstige Aufnahme bereitet, indem Wielands Don Silvio von Rosalva, Schillers Don Carlos und Grosses Genius neuerdings in spanischer Sprache erschienen sind. In Russland liest man alle deutschen Klassiker und Zeitschriften im Original; man findet sie in den Bibliotheken fast aller wohlhabenden und gebildeten Leute. Bei Hofe werden keine anderen Sprachen als Deutsch und Englisch gesprochen."

Was England selbst angeht, so genügt es aus der Flut

[1]) Uebrigens findet sich von seiner Hand eine Uebersetzung des Dialogs zwischen Brutus und Charlotte Corday noch 1820 im Monthly Magazine (vol. 49, 211).

Digitized by Google

von Uebersetzungen zwischen 1790 und 1800 wenigstens einige markante Erscheinungen hervorzuheben. Es folgen sich der Zeit nach: 1792 die Räuber, 1794 Emilia Galotti, 1795 Cabale und Liebe, 1796 Fiesco, 1798 Don Carlos, Stella, Clavigo, 1799 Götz von Berlichingen, 1800 Herders Ideen zu Philosophie der Geschichte der Menschheit. Daneben her geht der Import der deutschen Geister-, Räuber- und Ritterromane, und auf der Londoner Bühne erringt Kotzebue[1]) unerhörte Erfolge. Diese Flut verlief sich ebenso schnell wie sie gekommen war. Im ersten Decennium unseres Jahrhunderts ist vom deutschen Einfluss so gut wie nichts zu spüren; erst vom Erscheinen des bekannten Buches der Madame de Staël (1813) datiert ein Wiederaufleben des Interesses für deutsche Literatur. Es begreift sich, dass Taylor die Lust verlor sich unter diesen Verhältnissen als Uebersetzer weiter zu bethätigen. Wohl aber fuhr er fort sich kritisch mit den literarischen Erscheinungen zu befassen. So hat er die oben aufgeführten Uebersetzungen fast alle in den Spalten der Monthly Review besprochen, ausserdem aber ganz besonders ausführlich die gesammelten Werke Wielands, der ihm seiner ganzen Geistesrichtung nach am meisten sympathisch gewesen zu sein scheint. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich dadurch, dass er Werke, die eben erst in Deutschland erschienen waren, durch eingehende Recensionen seinen Landsleuten nahe brachte. Dazu gehören u. a. Herders zerstreute Blätter und Briefe zur Beförderung der Humanität, Goethes Wilhelm Meisters Lehrjahre, Stolbergs Reise in Deutschland, der Schweiz und Italien, Matthissons Briefe u. a. m.

Neben dem, was Taylor in diesen Jahren als Kritiker leistete, will seine Thätigkeit auf anderen Gebieten wenig besagen. Wir haben vorher gesehen, wie er 1798 mit Southey in Berührung kam, und wie sich daraus eine Jahre lang dauernde Korrespondenz entwickelte, die in die Ansichten, Pläne und Arbeiten der beiden Freunde einen lehrreichen Einblick gewährt. Taylor hatte es sich natürlich alsbald angelegen sein lassen Southey, dem die deutsche Literatur schon

[1]) Ueber diese vgl. Bahlsen, Kotzebue u. Sheridan (Herrigs Arch. 81, 353 ff.).

Digitized by Google

nicht mehr fremd war,[1]) tiefer in dieselbe einzuführen. Die englischen Eklogen, die Southey gerade in dieser Zeit dichtete, waren durch Vossens Beispiel wenigstens angeregt, dessen Idylle „der Teufel im Bann" Taylor soeben im 7. Bande des Monthly Magazine übersetzt hatte. Nun schreibt ihm Taylor am 26. September 1798: „I wonder some one of our poets does not undertake what the French and Germans so long supported in great popularity — an Almanack of the Muses — an annual Anthology of minor poems — too unimportant to subsist apart, and too neat to be sacrificed with the ephemeral victims of oblivion. Schiller is the editor of one, and Voss of another such poetical calendar in Germany; their names operate as a pledge that no sheer trash shall be admitted". (Mem. I, 228.) Southey ist gleich bereit auf die Idee eines Musenalmanachs einzugehen (ibid. p. 239); er selbst hat etwa ein halbes Hundert kleinere Gedichte liegen, die er nicht untergehen lassen möchte, auch an Mitarbeitern fehlt es ihm nicht. Nach längerer Verzögerung erschien dann im Herbst 1799 der erste Band der „Annual Anthology" in Bristol bei Joseph Cottle, Southeys getreuem Freunde und Verleger. Die Mitarbeiter ausser Southey waren: Charles Lloyd, Lamb, Coleridge, Humphrey Davy (der berühmte Chemiker), Grosvenor Bedford, Amelia Opie und die Brüder Amos und Joseph Cottle. Taylor steuerte folgende Gedichte bei:[2]) 1. die früher erwähnte Ode an den See von Keswick, 2. To the Burnie Bee, 3. Dirge to him who shall deserve it (später im Hist. Surv. auf Körner angewendet), 4. Ode to the Rainbow, 5. Lines written in the 16th and parodied in the 18th century, 6. The Seas. Von allen diesen Gedichten möchte man nur dem ersten poetischen Wert zugestehen: die Stimmung, welche die Landschaft in seiner Seele erzeugt hat, ist glücklich und anmutig wiedergegeben. Die übrigen dagegen sind lediglich Kunstübungen eines gebildeten Dilettanten, Produkte, wie sie das achtzehnte Jahrhundert zu Dutzenden aufzuweisen hat. Taylor besass eben mehr Bildung als künst-

[1]) Vgl. Mem. I, 280. Er wünschte vor allen Dingen Klopstock und Bodmers Noachide zu lesen; diese wurde ihm durch Taylor zugänglich gemacht.

[2]) Sie sind teils mit Ryalto (Anagramm seines Namens), teils mit R. O. unterzeichnet.

Digitized by Google

lerische Persönlichkeit, mehr Anempfindungsfähigkeit als originale Schöpferkraft. Wertvoller und literarisch bedeutsamer ist der Beitrag, den er zum zweiten Bande der Anthologie (1800) geliefert hat: „The Show, an English Eclogue". Hier können wir wieder deutlich den Einfluss von Vossens Idyllen konstatieren; vielleicht spielt auch „Hermann und Dorothea" mit herein. Zu einem ländlichen Geschwisterpaar tritt ein Hausierer und bietet ihnen Bilder, welche Scenen aus der französischen Revolution darstellen, Paris, Versailles, die Bastille etc., zum Kaufe an. Bei allen Beteiligten — und wir dürfen annehmen, dass sie damit die Gesinnung des Dichters aussprechen — herrscht eine entschiedene Abneigung gegen die Zustände in Frankreich. Der Landmann äussert zum Schluss:

„Happy who dwells in the village afar from the mischief of factions,
Hears of the war but on clubnights over his pipe at the ale-house,
Safe in his thatched snug home grows old with the elms of his planting,
Rears by his honest toil a healthy and innocent offspring
And in his own churchyard deposes the bones of his old age."

Diese ziemlich mittelmässigen Hexameter[1]) mögen zugleich als eine Probe für Taylors Versifikation dienen. Er hatte für diese Versform schon früher eine grosse Vorliebe gezeigt. Hier hat bei ihm also das deutsche Vorbild nicht blos auf den Inhalt, sondern auch auf die Form massgebend eingewirkt. Sein erster Versuch in dieser Richtung war schon ein paar Jahre früher gemacht worden: im ersten Bande des „Monthly Magazine" (1796) finden wir einen Beitrag von ihm unter dem Titel „English Hexameters exemplified" (wiederholt im Hist. Surv. II, 237). Es ist dies eine Stelle aus dem ossianischen Gedicht „Carthon": Taylor nennt es eine „transversion", d. h. er hatte im allgemeinen nur die Worte von Macpherson umzustellen gehabt, um Hexameter herauszubringen. Die ersten Verse lauten folgendermassen:

„Thou, who roll'st in the firmament, round as the shield of my Fathers,
Whence is thy girdle of glory, O Sun! and thy light everlasting?
Forth thou comest in thy awful beauty; the stars at thy rising
Haste to their azure pavilions; the moon sinks pale in the waters;
But thou movest alone; who dareth to wander beside thee?
(Mem. I, 159).

[1]) Vgl. hierzu J. Schipper, Engl. Metrik II, 439—448.

Digitized by Google

Diese Verse sind um einiges besser als die vorher citierten, wenn auch keineswegs vollkommen, ferner aber dadurch interessant, dass sie eine Polemik mit Böttiger, dem Herausgeber des „Teutschen Merkurs", der im Oktober 1796 an diesen Hexametern eine keineswegs strenge Kritik geübt hatte, hervorriefen. Er hatte (a. a. O., 10. Stück, S. 121) seine Bedenken wegen Anwendung des Versmasses im Englischen geäussert, das „durch ein zahllose Menge einsylbiger Wörter einem Sandhaufen ohne Kalk und Bindemittel gleicht", übrigens zum Schluss bemerkt: „Man darf durchaus nicht zweifeln, dass die Britten nicht ebenso gute Hexameterschmiede als kritische Philosophen werden können." Eine Erwiderung aus Taylors Feder findet sich im Maiheft des Monthly Magazine vom Jahre 1797. Er giebt zu, dass das Englische „on account of its extreme disconnection" für Hexameter sich weniger eigne als das Deutsche, macht dann aber Reformvorschläge, die auch nicht unbedenklich sind. So will er eine alte Schreibung der Genetivendung (-is) wieder einführen, so dass es etwa in einem Verse von Pope heissen würde: „by young Telemachusis blooming years". Dies ist zwecklos, da das s des Genetivs ohnehin oft Silbenwert hat. Zweitens wünscht er die Anwendung mehrsilbiger Komparative (also nicht bloss lovelier, happier, politer, sondern auch hiddener, beauteouser, hateder!). Er meint: „These long-toed words increase the facility of interweaving the feet of an hexameter amazingly". Wir wissen, dass sein Vorgehen insofern von Einfluss war, als Southey in seinem mit Coleridge [1]) zusammen verfassten Mohamedfragment, sowie noch später in seiner „Vision of Judgment" (1820) Hexameter angewandt hat. In der Vorrede zu letzterem gesteht er durch Taylors Beispiel zu der Wahl des Versmasses bestimmt worden zu sein. Taylor ist übrigens wiederholt auf den Gegenstand zurückgekommen, so in einer Korrespondenz mit Southey (Mem. I, 305 u. ö.), wo es ausser den oben genannten noch zwei Gesetze für den Vers aufstellt, die man eher wird billigen können. Er will, dass die Zeile nicht in zwei gleiche Hälften zerfallen

[1]) Coleridge dachte auch an eine Uebersetzung von Vossens Idyllen nebst einer Abhandlung über das Versmass (Letters of S. T. Coleridge, 1895, vol. I, 398).

Digitized by Google

soll und meint, dass die passendste Stelle für die Cäsur nach dem fünften Halbfuss sei. Weitere Bemerkungen Taylors finden sich in der Monthly Review 27, 494 ff. und im 10. Bande des Monthly Magazine an verschiedenen Stellen. Eine Probe seiner Verskunst gab er dort durch die Uebersetzung eines Abschnittes aus dem dritten Buche des Messias (wiederholt im Hist. Surv. I, 273, wo auch noch andere Stellen übersetzt sind). Hier ist es ihm besser gelungen mit dem Metrum zurecht zu kommen. Störend ist es nur bei ihm, wenn im letzten Versfuss ein schwächer betontes Adjektiv vor dem dazu gehörenden, logisch höher betonten Substantiv in der Hebung steht, also Fälle wie bright orb, deep seats, hoarse harps, aber auch against God, hell's vaults. Feinfühlige Dichter (z. B. Longfellow in „Evangeline") haben solche Versfüsse an dieser exponierten Stelle durchaus vermieden.

Im Frühjahr 1802 benutzte Taylor die ruhige Zeit, die nach dem Frieden von Amiens eingetreten war, zu einer Reise nach Paris. Hier verkehrte er mit Männern wie Paine und Holcroft, der erstere, dessen Verdienste erst in unseren Tagen recht erkannt worden sind, als Vorkämpfer politischer und religiöser Freiheit ebenso berühmt wie viel angefeindet, der zweite bekannt weniger durch sein öffentliches Wirken als durch seine Thätigkeit als Schriftsteller und Uebersetzer aus dem Deutschen und Französischen. Von Paris aus besuchte er Lafayette auf dessen Landgut Lagrange, wo er mit der Romandichterin Madame d'Arblay zusammentraf. Ueber die Zustände in Frankreich urteilte er jetzt ebenso kühl, wie er zwölf Jahre früher enthusiastisch gewesen war, und diese Stimmung spiegelt sich ja schon in seiner oben genannten Idylle wieder. Die Reise muss bei ihm das niemals schlummernde politische Interesse neu angeregt haben; wir sehen, wie er bald nach seiner Rückkehr sich bereit finden lässt die Leitung eines Wochenblattes zu übernehmen, welches die Sache der Whigpartei in der Grafschaft Norfolk vertreten sollte. Die Ankündigung der „Iris" (or Norwich and Norfolk Weekly Advertiser, wie der Titel des Blattes lautete) vom 5. Februar 1803 enthält ein zu charakteristisches Beispiel Taylorscher Prosa, als dass sie hier übergangen werden könnte: „Iris, according to the allegories of ancient mythology, sprung from Curiosity,

Digitized by Google

or Thaumas and was the messenger of Juno, the goddess of empires; on swift wings she brought and bore every variety of intelligence in pleasant words. Her errands were motley and conspicuous as the colors of her rainbow: she sometimes instructed the slumbering monarch, sometimes brought perfume to the toilet of her protectress, and sometimes indicated for the deceased the path to Hades. Her robes were blue and white; the rival of Mercury, the teaser of Chronos, she is every way fitted for our patroness". Mit Bezug auf den Inhalt der Zeitung wurde u. a. bemerkt: „Poetry is cheap stuffing; during a lack of materials we shall willingly mingle in our inkstand the waters of Helicon". Dieser Vorsatz ist denn auch ausgeführt worden: Taylor liess in den Spalten der Iris einige seiner früheren Gedichte, sowie solche aus seinem Freundeskreise wieder abdrucken (Southey lieferte mehrfach Beiträge). Unter den neu erscheinenden ist vielleicht das wichtigste „Hudibras modernized", eine Satire auf die engherzige Polemik religiöser Sekten. Die Nummer vom 2. April 1803 enthält einen Nekrolog auf den kurz zuvor verstorbenen Dichter des Messias. Es werden hier vor allem seine Oden gepriesen, von denen die eine (über seine Genesung 1754) in Uebersetzung mitgeteilt wird. Die Kritik über den Messias lautet etwas strenger, am Schluss heisst es: „One reads his poem, like a sermon, as a Christian duty". Man mag sich mit Recht wundern, einen Aufsatz von solchem Inhalt in einem englischen Provinzblatt zu finden. Es ist dies nur ein Beweis dafür, dass Taylor die Bildung und den Geschmack des Publikums, für das er arbeitete, nicht richtig zu beurteilen wusste. Schon sein Stil war für diese Klasse von Lesern ungeniessbar. Mit Recht konnte ihm daher Southey schreiben (Mem. I. 453): „How are plain Norfolk farmers — and such will read the „Iris" — to understand words which they never heard before, and which are so foreign as not to be even in Johnson's farrago of a dictionary? Und dann folgen weiterhin die schönen und treffenden Worte: „Ours is a noble language, a beautiful language. I can tolerate a Germanism for family sake; but he who uses a Latin or a French phrase where a pure old English word does as well, ought to be hung, drawn and quartered for high treason against his mother-tongue". So durfte freilich der Mann sprechen, der

Digitized by Google

der englischen Nation ein so treffliches Prosawerk geschenkt hat wie das Leben Nelsons. Was das Zeitungsunternehmen Taylors angeht, so konnte der Ausgang nicht zweifelhaft sein: die letzte Nummer der Iris erschien bereits am 29. Januar 1804. Damit war Taylor von einer Verpflichtung befreit, die ihm doch auf die Dauer drückend geworden war.

Oft wurde er von seinen Freunden gedrängt, sich eine grosse zusammenhängende Aufgabe zu stellen, etwa ein historisches Werk, das seine ungeteilte Arbeitskraft in Anspruch nehmen sollte.[1]) Aber dahin ging seine Neigung nicht; er zog es vor, seine Kräfte in unzähligen Kritiken, kleinen Abhandlungen, Notizen u. dgl. zu zersplittern; höchstens dachte er daran seine in den Zeitschriften zerstreuten Aufsätze zu einem Ganzen zu sammeln. Dabei war er immer bereit anderen auf literarischem Gebiete Hilfe zu leisten; so z. B. seinem Landsmann Henry Bolingbroke, dessen „Voyage to the Demerara" er 1807 mit einer Einleitung versehen herausgab. Diese Einleitung ist darum bemerkenswert, weil er es hier unternahm die Sklaverei in den englischen Kolonien zu verteidigen,[2]) auf deren Abschaffung damals gerade mit Entschiedenheit hingearbeitet wurde. Natürlich erregte er, wie schon oft, allgemeinen entrüsteten Widerspruch bei den englischen Philanthropen (vgl. Southeys Bemerkungen, Mem. II, 267. und dessen Brief an John May in Warters Selections from the Letters of Rob. Southey II, 130). Diese wohlwollenden, aber kurzsichtigen Leute übersahen indessen, dass Taylor die Sklaverei als eine notwendige Durchgangsstufe der ökonomischen Entwicklung bezeichnet hatte, deren plötzliche Aufhebung die grössten Schwierigkeiten im Gefolge haben würde, wie das ja spätere Ereignisse gezeigt haben.

Von grösseren Publikationen Taylors fallen in diese Jahre die Herausgabe der „Tales of Yore" (1810) und der „English Synonyms" (1813). Die ersteren sind nichts weiter als eine Sammlung und Bearbeitung von Erzählungen aus verschiedenen Quellen. Natürlich liegen ihnen wieder vielfach deutsche Ori-

[1]) Southey dachte für ihn an eine Geschichte der Hansestädte und erbot sich ihm die Literatur dazu zu verschaffen (Mem. II, 371).

[2]) Carlyle hat in seiner „Ilias Americana in nuce" gelegentlich ähnliche Ideen verfochten.

Digitized by Google

ginale zu Grunde; so erscheint Wielands Danischmend bearbeitet als „the Religion of Psammis", ferner Kox-Kox und Kikequetzel, Alxingers Bliomberis und kleinere Novellen von Meissner. Andrerseits hat er des Grafen Tressan Bibliothèque universelle des romans stark benutzt: es stammen daher Trystan und Essylda, Floris und Blancaflor, li biaus desconus, Cleomades etc. Quellen für andere sind bei Florian, Lesage und Petit de la Croix zu finden; dazu treten nordische Stücke: the sword Tyrfing (ein damals viel behandelter Stoff) und Earl Grimur. Die Sammlung machte ihren Weg wie viele andere, ohne sonderlich beachtet zu werden, zumal da sie anonym erschien. Taylors Freunde, so weit sie um seine Verfasserschaft wussten, waren darüber einig, dass von einem Manne von seiner Begabung etwas Besseres und Originelleres zu erwarten gewesen wäre.

Ihre Wünsche wurden wenigstens teilweise durch seine nächste Publikation befriedigt. Er gab nämlich im Jahre 1813 einen Beitrag zur englischen Synonymik heraus (unter dem Titel English Synonyms discriminated). Das Büchlein war lediglich eine Zusammenstellung einzelner Artikel, die nach und nach im Athenæum und nach dessen Eingehen im Monthly Magazine erschienen waren. Die Einleitung enthält eine wertvolle Uebersicht über die bisherigen Leistungen auf dem Gebiete der Synonymik. Dem Buche des Abbé Girard (1718) erteilt Taylor von allen das höchste Lob. Es war 1766 in England von einem Dr. Trusler bearbeitet worden, dessen Arbeit Taylor zum Teil benutzt hat. Obwohl er sich von Willkürlichkeiten nicht ganz frei hält und sich einige gewagte Etymologieen zu Schulden kommen lässt, muss doch seine Schrift wegen des darin entwickelten Scharfsinns und feinen Sprachgefühls als eine sehr tüchtige Leistung bezeichnet werden, die auch heute noch brauchbar ist.[1]) Leider erfüllte sich schon bei dieser Gelegenheit, was ihm sein Freund Southey längst prophezeit hatte: „You will be a mine to any literary poacher who has just sense enough to know what is good and put it together". (Mem. II, 70: vgl. ib. p. 292, 371 und Warters Selections IV, 458). Im Jahre 1824 kam ein umfangreiches Werk über Syno-

[1]) Eine deutsche Bearbeitung von W. Zimmermann erschien 1851 zu Leipzig.

Digitized by Google

nymik heraus, verfasst von George Crabb, der einst Taylors Schulgenosse in Palgrave gewesen war. Dieser hatte Taylors Buch aufs Ungenierteste ausgeschrieben, ohne es ihm im übrigen gleich zu thun. Der Sachverhalt ist dargestellt und Crabbs Verhalten gerügt in der Quarterly Review vom Jahre 1827 (Band 35, 481; vergl. auch Mem. II, 432 ff.).

War Taylors Büchlein über Synonymik in vielen Stücken eine Rekapitulation früherer Arbeiten gewesen, so ergab sich für ihn bald die Gelegenheit zu einer neuen selbständigen Leistung. Im August 1817 war sein Freund Sayers gestorben, und es lag nahe, dass Taylor, den er zum Testamentsexekutor bestimmt hatte, mit der Herausgabe seiner Schriften und mit der Abfassung des Nekrologs betraut wurde. Diese letztere Aufgabe war weder leicht noch dankbar. Sayers' religiöse und politische Ansichten hatten sich im Laufe der Zeit, wohl unter dem Einfluss seiner geistlichen Umgebung in Norwich, in ihr Gegenteil verkehrt: er war zu einem konservativen Anhänger der Staatskirche geworden und so in einen ziemlich scharfen Gegensatz zu Taylor geraten. Ihre freundschaftlichen Beziehungen hatten zwar nicht aufgehört, waren aber nicht mehr so herzlich gewesen wie ehedem.[1]) Unter diesen Umständen erforderte es viel Taktgefühl und Pietät über das Leben des Verstorbenen zu berichten; aber Taylor hat auch diese Aufgabe vortrefflich gelöst und ein Bild von Sayers' Wesen und Wirken entworfen, das seinem Herzen ebenso viel Ehre macht wie seinem Verstande. Der Nekrolog ist den „Collective Works of the late Dr. Sayers" (2 Bände, Norwich 1823) vorgedruckt. Wir ersehen daraus unter anderem, dass Sayers auch direkte literarische Beziehungen zu Deutschland hatte. Seine „Dramatic Sketches of Northern Mythology" wurden in Deutschland bald nach ihrem Erscheinen von V. W. Neubeck (1793) übersetzt,[2]) und daran knüpfte sich ein brieflicher Verkehr zwischen beiden Männern. Sayers bezeigte seine Dankbarkeit durch Uebersendung der Gedichte von Mason,

[1]) Sayers ging soweit, die in seiner Jugend an Taylor gerichteten Briefe zurückzufordern, wohl, weil er sich der darin ausgesprochenen freien Ansichten schämte.

[2]) Einzelne Stücke erschienen bereits in der schles. Monatsschrift 1792 und im deutschen Merkur für 1793. Vgl. auch Gräter im Bragur, Bd. 3.

Digitized by Google

Akenside und Jerningham, deren wesentlich didaktische Richtung dem Geschmacke Neubecks am meisten zusagen mochte. Durch Sayers' Einfluss wurde wohl auch Taylor veranlasst, Neubecks Dichtung „die Gesundbrunnen" in der Monthly Review (20, 549) und zwar recht günstig zu besprechen. — Wenn wir nun Sayers als Dichter characterisieren wollen, so werden wir ihm formelle Gewandtheit, Bildung, Geschmack und ein gewisses Mass von Phantasie zuerkennen dürfen, ein eigentlich poetisches Temperament besass er hingegen nicht. Dies beweist schon die Schilderung Taylors von seiner pedantischen Methode bei der Abfassung seiner Dichtungen, wie er lange an ihnen feilt und schnitzelt und wie er sie mit poetischem Zierrat behängt, den er den Werken der grossen Dichter entnimmt. Sayers ist ein Kind der Uebergangszeit; zunächst wirkt auf ihn sehr stark die klassische Richtung, aber er kann sich doch der neuen Strömung nicht entziehen, welche wieder eine Blütezeit für die englische Literatur heraufführen sollte. So finden wir in der Sammlung seiner Gedichte eine Bearbeitung des euripideischen Kyklops, ferner Stücke von Catull, Aristophanes, Anacreon u. a. übersetzt; daneben aber auch ein Gedicht an Chaucer, ein „Specimen of Guy of Warwick", ein Fragment einer Bearbeitung des englischen Volksmärchens von Jack the Giant-Killer. Die beiden letzteren sind im burlesken Stil abgefasst, homerische Wendungen sind dabei mit Glück benutzt. Der zweite Band von Sayers Schriften enthält „Disquisitions Metaphysical and Literary", Essays über den Begriff des Schönen, über Luxus, über die drei Einheiten u. s. w. Interessanter für uns ist ein „account of St. George of England, with a translation of a Gothic fragment respecting him." Es ist dies der althochdeutsche Georgsleich, mitgeteilt in englischer Uebersetzung nach der lateinischen Version in Suhms Symbolae ad Literaturam Teutonicam. Von seinem Interesse für die ältere Dichtung zeugt ferner eine kurze Abhandlung „of Saxon literature with translations" (Cædmons Lobgesang und ein Stück aus der Sachsenchronik). Das Werk aber, auf dem Sayers literarische Bedeutung vornehmlich beruht, sind die vorhererwähnten „Dramatic Sketches of Northern Mythology". Auch hier erscheinen nebeneinander das klassische und romantische Element: das eine zeigt sich in der Form, speziell in den nach

Digitized by Google

antikem Muster gebauten reimlosen Chören, das andere im Inhalt, insofern der Stoff aus der germanischen Vorzeit geholt ist.[1]) Natürlich haben daneben auch die ossianischen Gedichte eingewirkt. Es sind im Ganzen vier Stücke: Oswald, ein Monodrama, und drei Tragödien (Moina, Starno, the Descent of Frea). Nur zu dem letzteren ist eine Quelle nachzuweisen in der bekannten Erzählung der jüngeren Edda von der Fahrt Nannas (an deren Stelle hier Frea steht) zur Hel, um den toten Baldur zu befreien. Das Ganze giebt sich als die Fortsetzung eines dänischen Dramas von Jan Ewald (1742—1781), betitelt, „der Tod Baldurs," freilich in einem ganz anderen und glatteren Stile. Alle diese Dramen sind in ihrem Bau ausserordentlich einfach und durchsichtig; die einzelnen Momente der Handlung, die nur hin und wieder durch Chorgesänge unterbrochen wird, folgen sich Schlag auf Schlag. Die Stücke waren wohl von vorn herein nicht für die Bühne bestimmt und wirken auch beim Lesen nicht sonderlich dramatisch. Die Inhaltsangabe des ersten frei erfundenen Stückes mag für Sayers Dichtergabe Zeugnis ablegen. Moina, eine Keltin, ist durch das Recht des Siegers die Gattin des Sachsen Harold geworden. Ihr Liebhaber Carril kommt verkleidet auf ihr Schloss, um sie zur Flucht zu bewegen durch Mitteilung einer zweideutigen Prophezeiung, wonach Harold in der Schlacht fallen und Moinas Unglück ein Ende finden soll. Inzwischen wird der Leichnam Harolds zurückgebracht, und Moina wird der altheidnischen Sitte gemäss mit ihm begraben; Carril stürzt sich in seiner Verzweiflung von einem Felsen. Ausser dem Liebespaar ist es nur noch der Chor, der durch Warnungen und Betrachtungen in die Handlung eingreift. Zur Einführung des Chores ist Sayers wohl nicht so sehr durch das Beispiel von Klopstock als durch das Muster von Mason und Glover bestimmt worden, von denen der eine in Elfrida und Caractacus, der andere in seiner Medea dies Element des antiken Dramas verwendet hatte. Ebensowenig darf man bei der letzten

[1]) Ueber das Vorwalten des nordischen Elements in der damaligen englischen Dichtung vgl. den Anhang. Taylor wollte hinter seinem Freunde nicht zurückbleiben und dichtete einen „Wortigerne" M. Mag. 10 und „Harald and Tosti" (ibid. 29), Stücke, auf die er selber wenig Wert legte (Mem. I, 260).

Digitized by Google

Dichtung von Sayers, dem Monodrama „Pandora", etwa Goetheschen Einfluss vermuten. Pandora ist lediglich ein Monolog, der sich streng an die Ueberlieferung der antiken Sage hält, ohne irgendwo neue Ideen zu verraten. Uebrigens wissen wir (vgl. p. 17), dass Sayers der deutschen Literatur auf die Dauer wenig geneigt war, da sie zu seiner konservativen Richtung nicht passte. —

Wir kommen hiernach noch einmal auf Taylors Thätigkeit als Mitarbeiter an den kritischen Zeitschriften zurück, die, wenn auch grade in diesen Jahren nicht mehr ganz so intensiv wie früher, doch keineswegs geruht und beachtenswerte Früchte gezeitigt hatte. Immer wieder wandten sich die Redakteure an ihn, der durch seine Belesenheit und seine eminenten Sprachkenntnisse eine Autorität ersten Ranges geworden war und zu Hilfsquellen Zugang hatte, die fast allen seinen Landsleuten verschlossen blieben. Von deutschen Büchern, die er besprach, wären jetzt etwa zu nennen: verschiedene Bände von Klopstocks und Wielands gesammelten Werken, das Leben des Historikers Mich. Ign. Schmidt, Böttigers Sabina, Eichhorns allgemeine Geschichte der Cultur, Goethes Faust, Seumes Miltiades, Werners Martin Luther, das Leben Gellerts, Schoells Geschichte der griechischen Literatur, Bouterweks Geschichte der spanischen Literatur, Friedr. Schlegels Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur, Aug. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur und manche andere. Ueber diese Kritiken, die zum Teil wörtlich in den Historic Survey übergingen, wird später gehandelt werden: hier möchte ich nur an Beispielen, die allerdings nicht in das Gebiet der schönen Literatur gehören, zeigen, wie Taylor auch jetzt noch neue geistreiche und fruchtbare Ideen unter das Publikum zu bringen wusste. So hat er in der Critical Review bereits 1804 den Vorschlag gemacht die Schiffe durch Dampfkraft in Gang zu bringen. Um dieselbe Zeit weist er (Annual Review, Bd. 4) auf die Notwendigkeit hin in Afrika englische Kolonieen zu gründen, dem einzigen Teile der Welt, in dem die englische Sprache und der englische Handel damals noch keine Wurzel geschlagen hatten. Noch 1824 in einem seiner letzten Beiträge zur Monthly Review (Bd. 103) bringt er ein Projekt zur Durchstechung der Landenge von Panama

Digitized by Google

und entwirft ein grossartiges, beinahe phantastisch zu nennendes Bild von den daraus zu erwartenden Vorteilen. Wie man sieht, ist Taylor mit diesen seinen Ideen seiner Zeit weit vorausgeeilt; gewiss ist es zu bedauern, dass ein Mann von solcher Originalität und Begabung keine Gelegenheit fand sich in einer massgebenden öffentlichen Stellung zu bethätigen.

Dass Taylor das Interesse seiner Freunde für deutsche Geisteserzeugnisse zu erregen bemüht war, haben wir schon früher bei Sayers wie bei Southey konstatieren können. Ebenso sehr verdient aber Beachtung die Thätigkeit, die er in dieser Richtung in Norwich entwickelte und die erfreuliche Resultate gehabt hat. Er beteiligte sich gern an den Zusammenkünften junger Leute, bei denen ausländische Zeitungen und Bücher gelesen und besprochen wurden. Schon im Jahre 1795 war eine Zeitschrift „the Cabinet" in Norwich erschienen, zum grossen Teil politischen Inhalts, herausgegeben von den jungen Liberalen der Stadt, die unter Taylors und Sayers Einfluss standen. Indess bezieht sich darin nur ein wenig bedeutender Aufsatz auf die deutsche Literatur (desultory observations on the Robbers). Wichtiger sind einige Publikationen aus den zwanziger Jahren: zunächst eine Uebersetzung von Wielands Grazien (The Graces. A classical allegory, interspersed with poetry and illustrated by explanatory notes. Translated from the German by S. T. London 1823).[1]) Ganz bestimmt von Taylor angeregt ist die Arbeit von C. R. Coke (Crates and Hipparchia. A tale in a series of letters, translated from the German, Norwich & London 1823). Wieder ist es Taylors Lieblingsdichter Wieland, der übersetzt wird: Coke bezieht sich speziell auf Taylors Kritik von Wielands Werken im 77. und 84. Bande der Monthly Review. Vor allem ist aber die Liste der Subscribenten beweisend: da erscheint Taylor selbst, die Martineaus, Hudson Gurney, Mrs. Opie, Robberds u. a. m., kurz, lauter Personen aus Taylors Freundeskreise. Im Historic Survey nennt er an zwei Stellen (I, 356, III, 135) den Namen von Robert Harvey aus Catton bei Norwich, der ausser einem Stück von Kotzebue auch Lessings Minna (u. d. T. „Love and Honour") übertragen

[1]) Vermutlich Sarah Taylor, später Sarah Austin, wohlbekannt als Uebersetzerin aus dem Deutschen (vgl. oben p. 16).

Digitized by Google

haben soll: doch habe ich über ihn nichts Näheres ermitteln können. Der unzweifelhaft bedeutendste von Taylors Schülern ist nun aber George Borrow (geb. 1803, gest. 1881). Er stammte aus der Grafschaft Norfolk und war als junger Mann nach Norwich gekommen, wo er viel mit Taylor verkehrte; er besass schon damals eine erstaunliche Sprachkenntnis, nicht weniger als zwölf Sprachen waren ihm geläufig (Mem. I, 496).[1]) So lernte er denn auch von Taylor das Deutsche ausserordentlich schnell. Schon 1825 erschien von ihm eine Uebersetzung von Klingers Faust; eine Uebersetzung des Tell war geplant, kam aber nicht zu Stande. Auf Borrows spätere wechselvolle Schicksale können wir hier nicht eingehen. dagegen verdient ein Kapitel aus seinem autobiographischen Roman „Lavengro" ausführlichere Erwähnung, worin er uns eine Unterredung mit Taylor schildert, ohne allerdings in seiner schrullenhaften Manier dessen Namen zu nennen; doch kann nach dem ganzen Zusammenhang nicht der geringste Zweifel sein, wer mit dem „elder individual" gemeint ist. So wird uns Taylor als eifriger Raucher geschildert, eine Gewohnheit, die er in Deutschland angenommen hatte; auch ist es ganz in seinem Stil, wenn er auf das Rauchen die philosophische Begabung der Deutschen zurückführt; wenn er sich zwar über Goethes Werther etwas geringschätzig äussert, aber dennoch unter gewissen Umständen den Selbstmord nicht verwerfen will (s. o. p. 29); wenn er vom Pfaffentum und von der Bibel nichts wissen will, aber die Gestalt Christi aufs höchste bewundert, und wenn er seine Toleranz bekundet, die ihn zwar an seinen Ueberzeugungen mit Entschiedenheit festhalten, die Meinungen Anderer aber jederzeit achten lehrt u. a. m. Die Unterhaltung schliesst in sehr bezeichnender Weise mit einem Rat, den Taylor seinem jungen Freunde auf den Weg mitgiebt: „that it will be as well to go on improving yourself in German."

Taylor lässt im Laufe dieses Gesprächs eine Aeusserung fallen, die, wenn sie authentisch ist, uns einen tiefen Blick in sein Inneres thun lässt. Die Frage Borrows, ob er glücklich sei, erwidert er mit Nein und fügt hinzu, dass er sein Leben

[1]) Im Jahre 1835 veröffentlichte er zu Petersburg u. d. T. Targum metrische Uebersetzungen aus 30 verschiedenen Sprachen und Dialekten.

Digitized by Google

im Ganzen genommen als ein verfehltes ansehen müsse. Es ist mindestens zweifelhaft, ob er sich einem jungen Manne gegenüber so rückhaltslos ausgesprochen haben würde, aber ganz ohne Grund wäre die Klage nicht. Allerdings hatte er das Hauptziel seines Strebens, die deutsche Sprache und Literatur in England heimisch zu machen, nicht erreicht. Zu dieser seelischen Verstimmung kamen noch die Uebel und Beschwerden des Alters, die bei ihm früher auftraten als sonst wohl der Fall zu sein pflegt. Allmählich fühlte er sich in seiner Heimatsstadt vereinsamt, nachdem seine Eltern, denen er in guten und bösen Tagen mit kindlicher Pietät zur Seite gestanden, verstorben waren und er viele seiner Freunde durch Tod oder Wegzug verloren hatte. Es hätte nun für ihn nahe gelegen nach London überzusiedeln, und thatsächlich dachte er einmal ernstlich daran. Er wollte sich um eine Stelle am britischen Museum bewerben, doch waren ihm hier seine ketzerischen Ansichten im Wege, und es wurde ihm ein Anderer vorgezogen. Es ist gewiss bedauerlich, dass es ihm nie vergönnt war, nachdem sein Talent sich in der Stille gebildet, seinen Charakter in dem Strome der Welt zu stählen; in der gewaltigen Metropole Englands, im lebendigen Verkehr mit der Schriftstellerwelt hätte er manche Eigenheit, die Anstoss erregte, abgelegt; auch wäre dort seine Wirksamkeit eine viel weitgreifendere und tiefergehende geworden, während es ihm so beschieden war in einem Winkel der Provinz zu verkümmern. Wir hören ferner von einer Reise, die ihn nach Deutschland führen und seine Kenntnisse wieder auffrischen sollte; als Aufenthaltsort war Heidelberg bestimmt worden, aber auch dieser Plan zerschlug sich. Schuld daran war ein Gefühl der Indolenz, das ihn jetzt immer häufiger überkam. Schon 1810 klagt er über eine „artificial hypochondriasis, which apologises to me for a fitful, indolent sort of application“ (Mem. II, 294), und solche Aeusserungen finden sich wiederholt (ibid. p. 496, Brief vom 12. März 1821). Immer wieder drängten ihn seine Freunde ein Buch zu schreiben, das durch seine mehr als ephemere Bedeutung seinen Namen auf die Nachwelt bringen sollte. So vor allem Southey, der ihm bereits am 23. Januar 1803 geschrieben hatte: „I cannot be satisfied that William Taylor should be a newspaper editor (mit Bezug auf die Iris) . . .

Digitized by Google

Few men have his talents, fewer still his learning, and perhaps no other his leisure joined to these advantages. From him an opus magnum might — ought to be expected." (Mem. I, 445). Dieses opus magnum, die erste deutsche Literaturgeschichte in englischer Sprache, erschien endlich in 3 Bänden von 1828—1830 unter dem Titel: „Historic Survey of German Poetry,[1]) interspersed with various translations". Den Anstoss dazu gab ihm nach seiner eigenen Erklärung das Buch des Abbate Bertola (Idea della bella Letteratura Allemanna, 1784). Hiermit kam ein schon lang gehegter Plan zur Ausführung: zum ersten Male spricht er schon davon in einem Briefe an Southey vom 1. Juni 1810 (Mem. II, 294).

Taylor war bei der Abfassung des Werkes nach verschiedenen Richtungen hin im Nachteil. Wie eben bemerkt wurde, arbeitete er jetzt mit abnehmender Kraft. Er begnügte sich damit aus seinen früher erschienenen Aufsätzen den wesentlichen Inhalts des Werkes zusammenzustellen, indem er einzelne Ausdrücke abänderte, kleinere Abschnitte strich und einige, aber nur wenige, hinzufügte. Auf diese Weise konnte freilich ein einheitliches Werk nicht zu Stande kommen. Einige Beispiele dieser Aenderungen, die zumal für die Wandlungen seiner Ansichten auf religiösem Gebiete bezeichnend sind, mögen hier folgen. In einer Wielandkritik (M. Rev. 22, 506; 1797) hatte er bei Erwähnung der Geschichte von Araspes und Panthea gesagt, der Kenner Xenophons werde das Werk lesen „with reminiscence and with delight"; jetzt heisst es „with patient reminiscence" (Hist. Surv. II, 318). Dann ist H. S. II, 398 neu eingeschoben ein feinsinniger Vergleich zwischen Wieland und Byron als Erzählern, worin das Gemeinsame wie das Trennende bei beiden Dichtern scharf hervorgehoben wird. Am Schluss preist sie dann Taylor — und darauf kommt es ihm vornehmlich an — weil sie frei von Vorurteilen den Kampf gegen Tyrannei, Aberglauben und Asceticismus aufgenommen und in der Literatur ihres Vaterlandes die Saat freiheitlicher Ideen ausgestreut haben. In seiner Recension der Göttergespräche (1798, M. Rev. 26, 481 ff.) hatte noch der Satz gestanden: „The dialogue between Proserpina, Luna and Diana (in which

[1]) Thatsächlich ist auch die Prosa daneben vielfach berücksichtigt.

Digitized by Google

they endeavour to explain the mythological doctrine that describes each of the three as Hecate), although superlatively ingenious, must in every country, of which the established religion is trinitarian, pass for very profane." Dieser Satz fehlt an der entsprechenden Stelle in dem Hist. Surv.; offenbar wollte er auf die Empfindlichkeit seines Publikums keine Rücksicht mehr nehmen. Im Monthly Magazine, Bd. 20 (1805) p. 43, war behauptet worden, die Wolfenbüttler Fragmente seien „in Germany the radical book of the infidels". Im Hist. Surv. (I, 365) steht für das letzte Wort der schonendere Ausdruck „anti-supernaturalists". Goethe heisst noch im Jahre 1823 (M. Mag. 55, 408) „the Shakespeare of Germany"; wenige Jahre später wird er zum Euripides der deutschen Bühne degradiert. Diese Beispiele liessen sich häufen.

Wenn sich nun auch Taylor nach Kräften bemüht hatte seine Darstellung auf die Höhe der Zeit zu bringen, so war ihm dies nur teilweise gelungen. Ein neues Geschlecht war jetzt heraufgekommen, mit neuen Ansichten und höheren Ansprüchen, als dessen Wortführer ihm kein Geringerer als Thomas Carlyle gegenüber trat. In der Edinburgh Review vom Jahre 1831 veröffentlichte er eine Kritik des Hist. Surv. wieder (abgedruckt Miscellaneous Essays 3, 283), die gradezu vernichtend war und Taylors schriftstellerischen Ruf dauernd geschädigt hat. Man kann sich ja nicht verhehlen, dass sein Werk grosse und bedauerliche Mängel und Lücken aufweist; aber diese sind durchaus nicht immer von Carlyle richtig erkannt, und gar nicht selten ist es Taylors Biographen gelungen seine Ausstellungen als unbegründet zu widerlegen. So z. B. wenn Taylor „culpable ignorance" vorgeworfen wird, weil er von Goethes „Wahrheit und Dichtung" gesagt haben soll, es sei „a fictitious narrative and no genuine biography"; in Wahrheit nennt es Taylor (l. c. III, 376) „a household epopeia which mingles history and invention" und vorher „not an autobiography, but rather a biographical novel". Auch war es Taylor nicht zu verübeln, wenn er damals bei dem Stande seiner Kenntnisse ehrlich bekannte, er wisse hier Wahrheit von Dichtung nicht zu trennen. Ebenso falsch ist es, wenn der Vorwurf erhoben wird, Stella endige „to Mr. Taylors satisfaction" in Bigamie; aber dies ist doch thatsächlich in der

Digitized by Google

ersten Ausgabe, die Taylor allein gekannt zu haben scheint, der Fall. Uebrigens lobte er das Stück nur als Kunstwerk; über den moralischen Aspect der Sache verliert er kein Wort. Noch ein Beispiel für das Verfahren Carlyles als Kritiker.[1]) Es will auf sechs Seiten des dritten Bandes dreizehn Irrtümer entdeckt haben. Daraus folgert er streng arithmetisch: da auf sechs Seiten dreizehn Fehler vorkommen, so müssen sich auf den 1455 Seiten des ganzen Werkes 3152 Fehler finden oder mit Abrechnung der zahlreichen Uebersetzungen rund 1500. Mir scheint, eine solche Kritik richtet sich selbst. Carlyles Vorgehen erscheint noch dadurch gradezu gehässig, dass er diese Recension nach zehn Jahren in die Sammlung seiner Essays unverändert aufnahm, obwohl Rücksichten der Pietät gegen den Toten, wenn nicht gänzliche Unterdrückung des Aufsatzes, so doch viele Milderungen im Einzelnen erheischt hätten.

Allerdings lassen sich nun, wie oben bemerkt, an Taylors Arbeit mit Recht Ausstellungen machen; man muss dann aber nicht wie Carlyle unbillige Anforderungen stellen, wo es sich um einen ersten Versuch handelt, und darf Fehler nicht übersehen, die der Verfasser hätte vermeiden können. Was den ersten Punkt angeht, so war es damals in England gewiss noch nicht möglich in einer Geschichte der deutschen Literatur zugleich eine Geschichte des deutschen Geistes zu geben, wie es Carlyle verlangt. Es war doch die Blütezeit, die klassische Epoche eben erst abgeschlossen, und kaum war es denkbar für ihre Beurteilung und Darstellung selbst in Deutschland den richtigen Standpunkt zu gewinnen, geschweige denn im Auslande. Was man von Taylor erwarten durfte, war eine möglichst lückenlose, chronologische Darstellung, eine ausführliche Charakteristik der Hauptgestalten; und da muss man freilich gestehen, dass auch diese Ansprüche nicht durchweg

[1]) Er nimmt es mit seinen Angaben überhaupt nicht sehr genau. Nach ihm wird Luther in zwei Zeilen abgethan; in Wirklichkeit sind es zwei Seiten (H. S. I, 167/168). „Hans Sachs and his Master-singers escape notice": vgl. dagegen l. c. p. 143. 156. 168. „The poetry of the Reformation is not alluded to": sie ist aber l. c. p 169. 170, wenn auch unvollständig, behandelt. „Ludwig Tieck is not once mentioned, neither is Novalis": ihre Namen stehen Bd. III, 445 u. s. w.

Digitized by Google

befriedigt werden. In hohem Grade mangelhaft ist die Darstellung der älteren Periode, wo grobe Missverständnisse mit den bei Taylor so beliebten barocken Einfällen abwechseln. So erfahren wir, dass der älteste germanische Dichter Ovid gewesen ist, da er in seinen Briefen aus der Verbannung erzählt, er dichte jetzt in der Sprache der Geten, die natürlich mit den Gothen identificiert werden. Die Lieder der älteren Edda sind auf Befehl Karls des Grossen gesammelt worden; sie enthalten u. a. Gedichte von Odin, der — und zwar nicht bloss bei Taylor — als Held und Dichter angesehen und auf Grund der westsächsischen Genealogieen in die Zeit des Kaisers Julian gesetzt wird. Ganz ungenügend ist ferner die Analyse des Beowulf, als dessen Verfasser hier Wiglaf, der Gefolgsmann des Helden, gilt. In diesem Falle hätte sich Taylor schon aus Sharon Turners History of the Anglo-Saxons (bereits 1799—1805 erschienen) eines Besseren belehren können, zum Mindesten aber aus Conybeares Illustrations of Anglo-Saxon Poetry (1826), die er leider zu spät in die Hand bekam (H. S. III, 448). Man könnte überhaupt die Frage aufwerfen, ob Werke wie der Beowulf und die Edda in eine spezielle Geschichte der deutschen Literatur gehören. Jedenfalls würde man sie eher zulassen als verschiedene Abschnitte, die Taylor einzufügen für gut gefunden hat, um gewisse Lieblungstheorieen an den Mann zu bringen, z. B. eine Abhandlung über das Alter des Zendavesta oder über die Frage nach dem Verfasser der homerischen Gedichte.

Wesentlich besser und erfreulicher sind die Abschnitte, die Taylor der neueren Literatur gewidmet hat und die den grössten Teil des Werkes bilden. Diese hat er zu ihrer höchsten Blüte sich entfalten sehen, hat ihre Entwicklung bis zu einem bestimmten Punkte mit Anteil und Verständnis verfolgt und ist daher oft im Stande ein abgerundetes und befriedigendes Bild der Personen und Verhältnisse zu entwerfen. Wenn auch hier einzelne Lücken und Verstösse sich finden, so muss man bedenken, dass Taylor, als er sein Werk schrieb, seit beinahe 40 Jahren nicht mehr in Deutschland gewesen war, dass es ihm schwer wurde in seiner Heimat literarische Hilfsmittel aufzutreiben, und dass natürlich auch bei ihm Vorliebe und Abneigung für gewisse Schriftsteller eine Rolle spielen. Taylor giebt

Digitized by Google

selbst Bouterwek als seinen „instructor and guide“ an, dessen Geschichte der Poesie und Beredsamkeit mit dem Anfang unseres Jahrhunderts abschliesst. So wurde Taylor zu dem Irrtume verleitet das augusteische Zeitalter der deutschen Poesie als durch die napoleonischen Kriege beendet anzusehen; die Vertreter der romantischen Schule kommen ihm den klassischen Dichtern gegenüber vor wie die Kometen neben den Fixsternen, und er glaubt sich daher berechtigt sie ziemlich kurz abzuthun, zumal da er die Entwicklung dieser literarischen Richtung nicht recht übersehen konnte. Tadelnswert erscheint nun aber, dass er eine Menge kleinliches und unnötiges Detail giebt, das, auch wenn es wahr wäre, zu der Charakterisierung der betreffenden Autoren in keiner Weise beiträgt. Darunter hat am empfindlichsten die Darstellung von Lessings Leben und schriftstellerischem Charakter gelitten. Die Sache wird dadurch nicht besser, dass er in den Historic Survey den ganzen Nathan (wie auch die Iphigenie) und überdies Pfrangers Fortsetzung (der Mönch vom Libanon), die ja eine Zeit lang Lessing zugeschrieben wurde, vollständig aufgenommen hat. Dass hierdurch das Werk an Einheitlichkeit und Uebersichtlichkeit einbüsst, ist ohne weiteres klar.

Neben diesen Schattenseiten von Taylors Werke darf aber das Gute und Wertvolle nicht übersehen werden. Schon Carlyle hat mit Recht die Particen, die sich mit Klopstock beschäftigen, als besonders gelungen bezeichnet mit der Begründung, dass es vor Allem das Erhabene, Gewaltige, Uebermenschliche ist, was an Taylors Phantasie appelliert. Mit ebenso viel Recht wird man an die Detmolder Lehrzeit erinnern dürfen, wo er zuerst durch den Messias einen tiefen und bleibenden Eindruck von der deutschen Poesie erhielt. Neben Klopstock sind es Wieland und Herder, für die Taylor besondere Vorliebe und Verständnis bekundet. Zwei ausgewählte Proben mögen dies hier veranschaulichen. Von Wieland sagt er (II, 493): „Wielands Romane sind von ganz eigentümlicher Art. Indem er anscheinend die Sitten und Meinungen der Lebenden ganz ausser Acht lässt, hat er die Scene aller seiner Geschichten in entfernte Zeiten und Länder verlegt und ist von peinlicher Genauigkeit nicht nur in Bezug auf die Einkleidung der Gegenstände, sondern selbst der Ideen, die er einführt. Dennoch

Digitized by Google

deutet er beständig hin auf die Analogieen in der Denk- und Handlungsweise, wenn auch Zeit und Ort verschieden sind; er behält die allgemeinen Gesetze der menschlichen Verirrungen stets im Auge und ist immer bemüht die selbstverständliche Wahrheit einzuprägen, dass die Menschen unter anderen Masken und Namen fortwährend dieselbe Komödie wiederholen. Ein Enthusiast, der durch den Betrug einer Geliebten und die Lehren eines Philosophen in einen Weltmann verwandelt wird, ist der Lieblingsgegenstand seiner Dichterkunst. Nach ergreifenden und selbst nach besonders humoristischen Stellen wird man lange und vergeblich suchen, aber um schöne Beschreibungen und zarte, interessante Situationen ist man nie verlegen. Er hat es nicht auf Erregung der Leidenschaften, sondern auf Charakteranalyse abgesehen. Selten erzielt er dramatische Lebendigkeit, er bringt eine ruhige und behagliche, nicht eine stürmische und laute Freude hervor: es ist gleichsam der Rausch des Rauchers, nicht des Weintrinkers." Die Stelle über Herder, ein Prachtstück Taylor'schen Stiles, mag im Wortlaut folgen (H. S. III, 40): „Herder may be characterized as the Plato of the Christian world. His blooming and ardent diction, and his graceful imagination, uniformly cling in devout ecstacy about those passages of the sacred writings which are adapted to command our loftiest veneration or to sympathize with our finest feelings. Yet he employs them rather like the mythological allusions and parabolic instructions of an eloquent moralist, than as lessons of experience or dogmata of revelation. He almost professes to conceal, beneath the enthusiasm of a Wesley, the scepticism of a Hume. He binds his brow, indeed, with the clusters of Engedi, strews along his path the roses of Sharon and culls the sweetest lilies of the valley of Tirzah: but he employs them rather as the gift of human than of angelic hands, rather as the luxuries of taste than of faith. With him, Magdalena, Salome and the younger Maria, more resemble the clad Graces pursuing Apollo in the dance, and scattering perfumes in his way; or the Gopia listening with mingled love and devotion to the hymnings of Krishna, while Cama strains his cany bow, and mixes for the nuptial feast his cup of five-fold joy; — than those simple, innocent, pure, and holy, but somewhat

Digitized by Google

awful forms, in which we are accustomed to embody the saints of our church. His erudition, classical and oriental, gives a weight — and his almost voluptuously poetical imagery imparts a fascination — to his points of view, which disarm Philosophy of her spear and Superstition of her shield. He seems inclined to institute a paganized Christianity;[1]) and to make the feared gods of the vulgar into the beloved divinities of the cultivated."

Ueber die Kapitel, welche Schiller und Goethe betreffen, urteilt Carlyle wieder allzu hart, wenn er meint, der Leser sollte sie ansehen als „unwritten or written in a state of somnambulism". Schiller wenigsten ist so behandelt, dass der Leser einen annähernden Begriff von seiner Grösse und Bedeutung als Dichter erhält. Von seinem Bericht über Goethe lässt sich leider nicht das Gleiche behaupten: wir haben schon früher auf die mutmasslichen Gründe hingewiesen, die bei ihm einer gerechten Beurteilung Goethes im Wege standen (vgl. p. 26). Wenn man aber die persönliche Verstimmung nicht zu hoch anschlagen darf, so genügt zur Erklärung die einfache Thatsache, dass er den grossen Dichter eben nicht verstanden hat und nicht verstehen konnte. Aber ging es nicht selbst sehr vielen Landsleuten Goethes ebenso? Und wie stand es mit Carlyle selbst, dem berufensten Herold Goethe'schen Geistes? Erst kürzlich hat Kellner in einem Vortrag auf der 43. Philologenversammlung die Legende von der geistigen Zusammengehörigkeit beider zerstört und auf Grund ihres Briefwechsels gezeigt, wie dieser begeisterte Anhänger Goethes für dessen Wesen und Wirken durchaus nicht das volle Verständnis besessen hat.

Wie für die Unterschätzung Goethes, so lassen sich für die Ueberschätzung Kotzebues, die Taylor von Carlyle zum Vorwurf gemacht wird, mildernde Umstände anführen. Kotzebues Dramen waren ja beinahe die einzigen deutschen Stücke, die eine Zeit lang auf der Londoner Bühne gegeben wurden. Sie wirkten gewiss auf Taylor ebenso mächtig ein, wie auf alle seine Zeitgenossen, und der Eindruck war so nachhaltig, dass

[1]) Dass dies eine schiefe Auffassung ist, bedarf keiner besonderen Erörterung.

Digitized by Google

er noch nach drei Decennien Kotzebue für das grösste dramatische Genie seit Shakespeare erklärte (a. a. O. III. 102)! In seinem früher citierten Aufsatz hat Bahlsen treffend die Vorzüge dargelegt, die Kotzebues vielgeschmähten Stücken eigen sind: seine Kenntnis der theatralischen Wirkung, seine fruchtbare Phantasie, seine gar nicht verächtlichen Leistungen als Lustspieldichter, sodass seine zeitweilige Beliebtheit nicht so unverdient erscheint, wie man gemeiniglich behauptet. Wie lange sein Einfluss in England angehalten hat, dafür haben wir ein lehrreiches und bisher unbeachtetes Zeugnis. Thackeray hat in seinem „Pendennis", der bekanntlich viel autobiographisches Material enthält, das Entzücken des Helden geschildert, als er einer Aufführung von „the Stranger" (eine Bearbeitung von „Menschenhass und Reue") beiwohnt. Diese Aufführung muss etwa Ende der zwanziger Jahre stattgefunden haben, also genau zu der Zeit, als Taylor seine Literaturgeschichte verfasste.[1])

Noch ein Wort wäre von den Uebersetzungen zu sagen, die in so grosser Zahl durch das Werk hin verstreut sind; doch können wir uns hier kurz fassen, da selbst ein so strenger Richter wie Carlyle zugestehen muss „verglichen mit dem Durchschnitt der englischen Uebersetzungen seien sie von beinahe idealer Vorzüglichkeit." Dies bezieht sich in erster Reihe auf Taylors eigene Versuche, aber auch unter den Leistungen Anderer findet sich Vortreffliches, wie z. B. die Uebersetzung von Schillers Gedicht „die Ideale" (III, 214; von einem Anonymus zuerst 1801 im M. Mag. 12, 221 abgedruckt) oder die Ode an die Freiheit von Stolberg (II, 84) oder Schillers „Hero und Leander (III, 201; übersetzt von James Beresford).

Die Aufnahme, die im übrigen dem Historic Survey zu Teil wurde, war die denkbar ungünstigste; nach Carlyles Rezension scheint eine weitere überhaupt nicht erschienen zu sein, womit zugleich bewiesen ist, wie hoch das Ansehen des schottischen Kritikers damals schon gestiegen war. Dass Goethe

[1]) Ueber die noch weiter reichende Nachwirkung dieses Stückes in Frankreich vgl. Süpfle (Zeitschr. f. vgl. Literaturgesch. VI, 321). Ein anderes Stück (die Versöhnung oder Bruderzwist) ist noch 1883 in Paris mit Beifall aufgeführt worden (ib. p. 323).

Digitized by Google

durch seine Vermittlung ein Exemplar von Taylors Werk erhielt, ist schon früher (p. 26) bemerkt worden. Er schrieb darüber am 20. August 1831 an Zelter: „Aus England ist mir eine 'Uebersicht der deutschen Dichtkunst' zugekommen, geschrieben von W. Taylor, der vor 40 Jahren in Göttingen studierte und daselbst die Lehren, Meinungen und Phrasen, die mich vor 60 Jahren schon ärgerten, auf einmal loslässt. Die gespensterhaften Stimmen der Herren Sulzer, Bouterwek und Consorten ängstigen uns nun ganz als Nachklänge von Abgeschiedenen." Hier ist zunächst ein Irrtum zu berichtigen: Taylor hat nie in Göttingen studiert, und dass er lediglich die Lehren und Meinungen der Sulzer und Bouterwek wiederholt, ist wohl im Hinblick auf seine Originalität auch nur zum Teil richtig. Uebrigens steht Goethe, der schwerlich die Zeit gefunden hat, das Werk genauer zu studieren, hier in seinem Urteil unter dem Einfluss Carlyles, der ihm darüber schon in ungünstigem Sinne berichtet hatte.[1])

Taylors letzte Lebensjahre bieten kein erfreuliches Bild. Wir gewahren bei ihm einen stetigen Verfall der geistigen und körperlichen Kräfte, ein Schicksal, dem bald nachher auch sein Freund Southey unterlag. Von beiden gilt, was Scott mit Bezug auf Swift gesagt hat: „The scene darkened before the curtain fell." Taylor starb am 5. März 1836 und wurde auf dem Friedhof der Octagon-Kapelle in Norwich beigesetzt, in der er einst die Taufe empfangen hatte. Bis zuletzt hat er an seinen freiheitlichen Ueberzeugungen festgehalten, und so hat er noch den Triumph erlebt, die Emanzipation der Katholiken[2]) (1829) und die grosse Reformbill im Jahre 1832 zum Gesetz erhoben zu sehen. Seine religiöse Stellung hatte er einmal in einem Briefe an Southey aus dem Jahre 1812 (Mem. II, 373) so definiert, dass er sich zum Pantheismus Philos bekannte („who maintains that the whole is God, and that the whole is collectively intelligent)." Denen, welche ihn seiner Ueberzeugungen wegen angriffen, hätte er mit gutem Rechte die schönen Worte des Theologen Parr entgegenhalten dürfen, die er selbst auf seinen 1831 verstorbenen Jugendfreund Philip

[1]) Briefwechsel zw. Goethe u. Carlyle, p. 136.

[2]) Mit ihrem Wortführer Charles Butler stand er in freundschaftlichen Beziehungen (vgl. dessen Briefe Mem. II, 551—554).

Digitized by Google

Martineau angewandt hatte: „that the wise and good cherish within their bosoms a religion more pure and perfect than any formulary of speculation they externally profess; that their agreement upon points of supreme and indisputable moment is greater perhaps than they may themselves suspect; and that upon subjects the evidence of which is doubtful and the importance of which is secondary, their difference is nominal rather than real."

Einen kurzen, aber schönen Nachruf widmete Southey dem heimgegangenen Freunde. Nachdem er die Todesnachricht erhalten, schrieb er (Mem. I, 4): „I was not aware of my old friend's illness, or I should certainly have written to him, to express that unabated regard which I have felt for him eight and thirty years, and that hope, which I shall ever feel, that we may meet in a higher and happier state of existence. I have known very few who equalled him in talents — none who had a kinder heart; and there never lived a more dutiful son, or a sincerer friend."

Digitized by Google

Anhang.

Bemerkungen über die nordischen Stoffe in der englischen Poesie des vorigen Jahrhunderts.[1])

Ueber dies Thema ist kürzlich an zwei Stellen gehandelt worden: von J. Stefánsson in seinem Aufsatz „oldnordisk indvirkning på engelsk literatur i det attende og nittende århundrede" (Nordisk Tidskrift för Vetenskap, Konst och Industri, ny följd, 1891, sjätte häftet, p. 489 ff.) und von W. L. Phelps in seiner Schrift „the Beginnings of the English Romantic Movement" (Boston 1893), p. 137—154. Stefánsson giebt einen ziemlich skizzenhaften Ueberblick über den ganzen Verlauf dieser Bewegung, während Phelps mit wenigen Strichen ihr Anfangsstadium beschreibt. Hier sollen ohne Anspruch auf Vollständigkeit einige weitere Ausführungen und Ergänzungen mitgeteilt werden, um den Nachweis zu liefern, welche Rolle das nordische Element in der damaligen Literatur gespielt hat.

Die Einführung nordischer Stoffe in England steht bekanntlich in engstem Zusammenhang mit der Tendenz, welche man als „Rückkehr zur Natur" zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Das Gemüt verlangte danach erhoben und erschüttert zu werden; das Blutige, Grausige, Gespenstische in der nordischen Ueberlieferung war es, was den Hauptanziehungspunkt bildete; um jeden Preis wollte man loskommen von der kalten Verstandespoesie des Pseudoklassicismus. Man begnügte sich nun aber nicht damit auf die eigene Vorzeit zurückzugreifen, wo reichlicher Stoff zu finden war; durch gelehrte Studien in den Werken der nordischen Antiquare wie Olaus Magnus, Olaus Wormius, Bartholin, Verelius u. a. gelangte man zur Bearbeitung nordischer Gedichte in englischer Sprache, und zwar ist es davon zunächst nur eine geringe Zahl, die immer

[1]) Vgl. hierzu p. 44 ff.

Digitized by Google

wiederkehrt. Daneben kamen dann auch die Reste der keltischen Vergangenheit zu Ehren, nicht allein Ossian, sondern auch kymrische Gedichte. Wichtig ist hierfür das 1764 erschienene Buch des welschen Pfarrers Evan Evans: „Some Specimens of the Poetry of the ancient Welsh Bards“ (vgl. Phelps a. a. O. p. 144). Dass die Dichter später skandinavische und keltische Elemente ohne jedes Bedenken neben einander verwenden, kommt ganz allgemein vor.

Noch ein zweites Moment ist zu beachten: wie im Inhalt, so zeigt sich jetzt die romantische Reaktion auch in der Form. Man verwarf ganz und gar das in der klassicistischen Dichtung allein übliche Versmass der heroic couplets, der paarweise gereimten fünffüssigen Jamben, und führte statt dessen mit Vorliebe kürzere oder reimlose Verse ein. Es verlohnt sich hier die treffenden Worte von W. Taylor anzuführen, der in diesem Punkte ganz auf Seiten der Neuerer steht. Er sagt (M. Mag. 10, 317 ff.): „So much English poetry has been written since Dryden in this form [heroic couplets] that all possible structures of line are familiar and all sources of variation exhausted; every cadence is an echo, every pause expected, every rhyme foreseen.“ In diesem Gewande meint er, erschienen selbst neue Gedanken flach und wenig charakteristisch, die Form sei geradezu ein Hindernis für geniale und originelle Einfälle. Wie viel mehr Abwechslung finde sich in Cowpers Homer oder im Tasso von Fairfax als in den Versen von Pope oder Hoole.[1]) Die heroic couplets seien noch unerträglicher als die Alexandriner einer französischen Tragödie. Trotz dieser berechtigten Abwehr haben sie sich aber bis in unser Jahrhundert hinein erhalten.

Der nordische Einfluss tritt früher zu Tage, als man gemeinhin annimmt. In seinem Buche „English literature in the 18th century“ (p. 575, Anm.) hat Perry darauf hingewiesen, dass schon in Drydens Miscellanies, die auch sonst manches Volkstümliche enthalten, sich eine Uebersetzung des Gesanges der Hervǫr am Grabe ihres Vaters Angantyr findet. Dieselbe steht im 6. Bande, p. 387 der 4. Ausgabe vom Jahre 1716; sie

[1]) John Hoole, geb. 1727, gest. 1803, Uebersetzer von Tasso und Ariost, ein Freund Johnsons.

Digitized by Google

enthält den nordischen Text nebst einer englischen Uebersetzung in Prosa. Als Quelle der letzteren hat jedenfalls die lateinische Version zu gelten, die der Schwede Verelius seiner Ausgabe beigefügt hat, denn diese ist nach einer Vorbemerkung des Autors benutzt worden.

Selbst Pope, bei dem man es am wenigsten vermuten sollte, ist von Anklängen an nordisches Wesen nicht ganz frei. In seinem Chaucer nachgeahmten Jugendgedicht „the Temple of Fame" (1711) hatte er die Nordseite dieses Tempels in folgender Weise beschrieben:

„Of Gothic structure was the northern side
O'erwrought with ornaments of barb'rous pride:
There huge colosses rose, with trophies crowned,
And Runic characters were graved around.
There sat Zamolxis with erected eyes,
And Odin here in mimic trances dies.
There on rude iron columns, smeared with blood,
The horrid forms of Scythian heroes stood,
Druids and bards (their once loud harps unstrung)
And youths that died to be by poets song."

Ziemlich gleichzeitig mit Pope (1705) hatte Sir William Temple in seinem Essay „upon heroick virtue" (gedruckt in seinen Miscellanea, Th. II. p. 139, 3. Ausg.) zwei Strophen aus den sogenannten Krákumǫ́l, dem Todesgesange des Ragnar Lodbrok, lateinisch citiert [nach der Literatura runica des Olaus Wormius]. Diese Strophen[1]) übersetzte und bearbeitete Thomas Warton der Aeltere in seinen „Poems on several occasions" (London 1747), p. 157. Vgl. hierzu Phelps a. a. O. p. 142.

Es folgen jetzt zwei Männer, durch deren Leistungen die neue Richtung am stärksten gefördert wurde: Bischof Percy und Thomas Gray. Sie waren ihrerseits angeregt durch die Geschichte Dänemarks von Paul Henri Mallet, welche 1755/56 erschien und in ganz Europa das grösste Aufsehen erregte. Hier zum ersten Male wurde das System der nordischen Mythologie der modernen Welt offenbart. Percy lieferte eine Uebersetzung davon im Jahre 1770. Sieben Jahre früher hatte er

[1]) Die beiden Strophen sind auch ins Deutsche übersetzt von Joh. Chr. Schmidt, einem Mitglied des Gleim'schen Kreises. Vgl. R. Batka, Altnord. Stoffe und Studien in Deutschland (Euphorion, Bd. II, Ergänzungsheft, p. 1—70).

Digitized by Google

ein anderes hierher gehöriges Buch erscheinen lassen: „Five Pieces of Runic poetry, translated from the Islandic language". Die Uebersetzung ist in Prosa abgefasst nach dem Muster der ossianischen Gedichte. Percy verstand natürlich das Isländische nicht, sondern benutzte lateinische Uebersetzungen. Der Inhalt ist der folgende:

a) Hervǫrs Gesang (nach der Version in Hickes' Thesaurus I, 193.)

b) Ragnar Lodbrogs Todesgesang (nach der Literatura Runica des Olaus Wormius, p. 197).

c) die Hǫfuðlausn des Skalden Egill Skallagrimson (nach Olaus Wormius: a. a. O. p. 227).

d) die Hakonarmǫ́l von Eyvindr Skaldaspillir nach der lateinischen Uebersetzung von Snorri Sturlusons Geschichtswerk durch Peringskjöld: daneben ist die Schrift Bartholins „de causis contemptae apud Danos mortis" [lib. II, c. 11, p. 250] und Mallets Eddaübersetzung benutzt.

e) Harolds Klage (in der Knytlingasaga: die Vorlage ist wieder Bartholin, daneben Mallet).

Unter Grays Gedichten haben zwei eine nordische Grundlage: a) The Fatal Sisters, gedichtet 1761, eine Bearbeitung des Darradarljóð aus der Njálsaga nach der lateinischen Version in den Orcades des Torfæus (1697); b) the Descent of Odin, identisch mit der Vegtamskvida (nach Bartholin a. a. O.). Es sei hier erwähnt, dass Gray auch keltische Stoffe behandelt hat auf Grundlage von Evans' Specimens (s. o.).

Auf Percy und Gray gehen die meisten der hiernach erwähnten Dichtungen zurück. Ich führe sie in chronologischer Reihenfolge an:

1. Eine Bearbeitung von Hervǫrs' Gesang von Anna Seward (in der Ausgabe ihrer Werke von W. Scott III, 90: 1810, aber viel früher entstanden). Unter dem Text steht die Prosaübersetzung aus Hickes' Thesaurus. In demselben Bande steht p. 29: Harolds complaint: a Scandinavian ode (siehe vorher Percy, No. e.) 1790 gedichtet; die Quelle ist Dr. William Alexander's history of women (1779), wo Bd. II, 22 das betreffende Stück nebst einigen Strophen der Krákumǫ́l und Havamǫ́l mitgeteilt wird. Alle diese Uebersetzungen verbreitern und verwässern das Original in unleidlicher Weise.

Digitized by Google

2. William Mason, der Freund Grays, hat unter seinen Gedichten (Bd. III, 138: York 1797) ebenfalls den Song of Harold the Valiant. Als Quellen verweist auch er auf Bartholin, Mallet und Percy. Seine Version ist noch schwächer als die der Miss Seward.

3. Zwei Bearbeitungen von Ragnar Lodbrogs Todesgesang verdanken ihre Entstehung jedenfalls der Anregung Percys. Die eine stammt von J. Downman (1781), der wieder die Uebersetzung des Wormius zu Rate zog. Die andere steht in J. P. Andrews History of Great Britain (1794): sie ist mir aus dem Abdruck in der Monthly Review (enlarged series, Bd. 14, 372) bekannt geworden.

4. Thomas James Mathias, bekannt als Autor des satirischen Gedichtes „Pursuits of Literature", liess 1781 „Runic odes, imitated from the Norse tongue, in the manner of Mr. Gray" erscheinen. Unter den 6 darin enthaltenen Gedichten stehen nur vier unter nordischem Einfluss, und auch von diesen zeigt nur das dritte stärkere Anlehnung an eine nordische Vorlage. Es ist der „Dialogue at the Tomb of Argantyr" (nach Hickes). In zwei anderen Stücken finden sich Anklänge an die Voluspa, von der eine lateinische Uebertragung im Anhang mitgeteilt wird.

5. Edward Jerningham (1727—1812) schrieb u. a.: „Rise and Progress of Scandinavian Poetry" (1784). Das Buch ist mir nicht zugänglich gewesen; Horace Walpole urteilt darüber, es sei den anderen Werken des Dichters weit überlegen.

6. Umfangreicher als irgend eines der bis jetzt genannten Gedichte ist: „Arthur, or, the Northern Enchantment. A poetical romance in seven books. By Richard Hole."[1]) (London 1789). Eine grosse Rolle in dem weitschweifigen und schlecht komponierten Werke spielen die „Weird Sisters" oder „Northern Parcæ". Ihren Widerstand muss Arthur erst überwinden, ehe er mit seiner Geliebten Imogen vereinigt werden kann. Besonders Urda ist es, die ihm entgegenwirkt. Sie erscheint den in der Halle zu Carlisle versammelten Kriegern in der Gestalt Odins, ruft sie zum Streite gegen Arthur auf und verspricht

[1]) Dies ist das einzige Gedicht der ganzen Reihe, das in heroic couplets abgefasst ist.

Digitized by Google

denen, die fallen, Sitze in Walhall. Auch hier kommt, wie schon der Titel beweist, die Verquickung des skandinavischen mit dem keltischen Element vor, weswegen der Dichter sich besonders entschuldigen zu müssen glaubt. Hole gehörte wie der bereits genannte Downman zu einem Kreise literarischer Dilettanten, die in Exeter vereinigt waren (vgl. Mrs. Oliphants Literaturgeschichte II, 376). Auch Isaac D'Israeli verkehrte eine Zeit lang unter ihnen. Aus ihrer Mitte ging eine Sammlung von Gedichten hervor, die ebenfalls manches Nordische enthält:

7. Poems, chiefly by Gentlemen of Devonshire and Cornwall. (2 Bände. Bath 1792). Es stehen darin folgende Gedichte von nordischem Ursprung: The Tomb of Gunnar (von Hole gedichtet mit Benutzung von Bartholin); Gram and Gro (nach Saxo Grammaticus); Hother (nach Olaus Magnus); Hervǫrs Gesang (nach Percy), endlich die Krákumǫl (zum Teil). Auch diese Produkte sind ohne poetischen Wert.

8. Wichtiger ist die zu Bristol 1797 veröffentlichte erste metrische Eddaübersetzung. Der Verfasser ist der schon vorher (p. 36) erwähnte Amos Cottle. Das Buch führt das bezeichnende Motto aus Hieronymus: Sinostrum areret ingenium, de vetustatis posset fontibus irrigari. Es umfasst lediglich die Götterlieder mit Ausnahme der Voluspa. Diese hat Cottle ausgelassen mit der merkwürdigen Notivirung, die „Ode" enthalte nichts Nordisches, sondern sei erfüllt von dem thörichten Aberglauben der römischen Kirche. Die Uebersetzung beruht wieder nicht auf dem Original, sondern auf der lateinischen Version; sie ist in keiner Weise geeignet von dem Charakter der eddischen Dichtung eine Vorstellung zu geben.[1]) Wichtig ist ein zu Anfang stehendes Widmungsgedicht von Southey, das in seinen gesammelten Werken fehlt und in dem er Ziel und Charakter der ganzen Richtung scharf kennzeichnet. Er sagt:

> But now I know
> Thro' wildest scenes of strange sublimity,
> Building the Runic rhyme, thy Fancy roves;
> Niflhils nine worlds and Surturs fiery plain,

[1]) Dass Cottle das Isländische nicht verstand, ersieht man auch aus dem Briefe Southeys an Taylor (Mem. I, 246), der die Uebersetzung in der M. Rev. (27, 381) ziemlich kühl beurteilte.

Digitized by Google

And where upon Creations uttermost verge
The weary dwarfs that bear the weight of Heaven,
Hope the long winter that no spring must cheer."

Und am Schluss sagt er:

„Methinks
Amid such scenes as these [of savage wildness]
The Poets soul might best attain full growth."

9. Dass ein Mann wie Matthew Gregory Lewis an diesen Stoffen Gefallen fand, wird Niemanden Wunder nehmen. In seinen Tales of Wonder (1800) finden sich denn auch wieder Hervors Beschwörung (nach Hickes, mit willkürlicher Aenderung des Schlusses) und König Hakons Todesgesang (nach Bartholin, mit Benutzung von Herders Stimmen der Völker). Hier wären auch seine Bearbeitung verschiedener Kjämpeviser anzuschliessen.

10. Zu dem Epos von Hole steht in naher Beziehung ein Gedicht von John Thelwall, der als Freund von Coleridge und Wordsworth, wie als radikaler Agitator bekannt ist (vgl. Brandl, a. a. O. p. 165). Das Gedicht führt den Titel: „The Fairy of the Lake, a dramatic romance"; es steht in den „Poems, chiefly written in retirement" (Hereford 1801). Die Hauptpersonen sind Rowena, Königin von Britannien, eine Zauberin; Arthur, der Vorkämpfer der Briten und seine Verlobte Guenever. Rowena, die Arthur liebt, steigt, um ihr Schicksal zu erfahren, zur Hela hinab (ein sich immer wiederholendes Motiv). Von ihr und dem Reiche der Unterwelt wird nun eine phantastische Schilderung entworfen. Hela sitzt auf einem Thron von Eis auf der Schwelle eines Eispalastes. Ihr Thron wird von Eisriesen bewacht, deren furchtbare Gestalten bis in die Wolken reichen, welche die Höhe der Bühne erfüllen. Haar und Bart sind mit Eiszapfen behangen, ihr Gewand ist mit Schnee bedeckt, Blitze zucken um ihre Häupter. Im Hintergrunde sieht man die drei Nornen an der Arbeit; die Gewichte an ihrem Webstuhl sind Menschenschädel, ein Rabe schwebt über ihnen. In diesem Stile geht es weiter.

11. Das Jahr 1804 bringt uns ein Drama „Odin" (in den Dramatic Poems on the Model of the Greek Theatre). Diese bilden den 2. Band der „Poems of George Richards, Vicar of Bampton, late Fellow of Oriel College, Oxford." Das Stück

Digitized by Google

beruht auf der irrtümlichen Tradition der nordischen Altertumsforscher, der Ase Odin sei aus Asien vertrieben gen Norden gezogen, und habe dort ein neues Reich gestiftet. Richards verrät eine genaue Kenntnis der nordischen Mythologie; seine Dichtergabe verdient aber nicht das Lob, das ihr Byron (in seinen English Bards and Scotch Reviewers) gespendet hat.

12. In dem gleichen Jahre (1804) erschien ein für uns sehr wichtiges Buch „Select Icelandic poetry, translated from the originals with notes: by the Hon. William Herbert." Der Titel sagt nicht zu viel, denn im Gegensatz zu seinen Vorgängern, die sämmtlich aus zweiter Hand erst ihren Stoff empfingen, besass Herbert umfassende Kentnisse in den europäischen und speziell in den nordischen Sprachen, und dieser Umstand kommt seinen Uebersetzungen sehr zu Gute. Die erwähnte Sammlung nmfasst u. a. The Song of Thrym, the Descent of Odin, the dying song of Asbiörn, Gunnlaug and Rafen, the song of Hroke the black etc., also zum Teil noch nie übersetzte Stücke. Ein zweiter Band enthält z. B. Skirners Expedition, Brynhildas Ride to Hell, Song of Harald the Hardy, Lamentation of Starkadr. Den dritten und vierten Band (1806), in dem sich Uebertragungen aus dem Deutschen, Dänischen und Portugiesischen finden, können wir hier übergehen. Bedeutender sind seine zwei mit freier Benutzung nordischer Sagenmotive verfassten epischen Gedichte: Helga, a poem in seven cantos (1815) und: Hedin, a tale in verse from Danish history (1820). In diesen zeigt sich Herbert als ein, wenn auch nicht origineller, so doch immerhin recht begabter Dichter. In formeller Beziehung sind die Epen jedenfalls besser als die Uebersetzungen, welche von Härten nicht frei sind. Von Herberts „rugged rhymnes" spricht ja auch Byron.

13. Aus Herbert schöpfte nach seinem eigenen Geständnis Walter Savage Landor den Stoff zu seinem Gedicht Gunnlaug, das 1804 oder 1805 entstanden ist, (vgl. Forster, Life of W. S. Landor, p. 96). Es zählt nicht zu seinen besseren Leistungen; er hat offenbar den Charakter der nordischen Sage nicht recht erfasst.

14. Von geringem Werte ist eine Bearbeitung des späten Sólargóð, erschienen unter dem Titel: „The Song of the Sun, a poem of the 11th century from the Icelandic Collection called

Digitized by Google

the Edda. Imitated by the Rev. James Beresford with a preface, notes and short account of the author." (London 1805). Wichtiger als die englische Version, die auf der lateinischen Uebersetzung in der Kopenhagener Ausgabe von 1787 beruht, ist die Einleitung, die den Standpunkt des Verfassers kennzeichnet. Beresford hat von der Literatur seiner Zeit keine hohe Meinung: das Feuer der Poesie sei erloschen, die nationale Dichtkunst degeneriert. Was man aber nicht selbst zu erzeugen vermöge, könne man durch Einführung aus der Fremde gewinnen. Dies ist der Grund, der ihn bewogen hat ein Stück nordischer Dichtung den englischen Lesern vorzuführen. Man muss gestehen, dass diese Aeusserungen wenig angebracht erscheinen, nachdem Dichter von dem Range eines Cowper und Burns aufgetreten waren und in dem Jahr, das Walter Scotts Lay of the last Minstrel brachte.

15. Von Walter Scotts Interesse für nordische Dinge haben wir einen Beweis in seinem Auszug aus der Eyrbyggja Saga (gedruckt in Webers Illustrations of Northern Antiquities, p. 477—513) nach der lateinischen Uebersetzung in der Ausgabe von Thorkelin (1787). Wie weit sonst in seinen Werken nordische Elemente Eingang gefunden haben, bedarf noch der Untersuchung.

16. Das letzte Werk, das hier zu erwähnen bliebe, ist zugleich das poetisch werthvollste: Odin, a poem in Eight Books and Two Parts. By the Right Hon. Sir W. Drummond. Part I, London 1817. Von den geplanten acht Büchern sind nur die vier ersten erschienen. In klangvollen Jamben erzählt der Dichter die Geschichte von Pharnaces, Mithridates Sohn, der die Unterwerfung unter das Joch der Römer verschmähend mit seinen Getreuen nach Norden zieht. Durch eine Geistererscheinung wird er bewogen in die Unterwelt hinabzusteigen: dort erweckt er eine Wala aus dem Schlafe (man merkt hier den Einfluss von Grays Descent of Odin), die ihm dann als Führerin dient. All die Nachtgestalten der nordischen Mythologie ziehen nun an unserem Auge vorüber. Schön und wirkungsvoll ist besonders die Schilderung des Eispalastes, in dem der Riese Ymir tront. Auf die Oberwelt zurückgekehrt, erkämpft Pharnaces, der die Priester für sich gewonnen hat, den Sieg und die Herrschaft.

Digitized by Google

Eine Fortsetzung dieser Betrachtungen bis zur Gegenwart würde vor Allem sich mit William Morris zu beschäftigen haben, dessen Bearbeitungen und Uebersetzungen nordischer Dichtungen recht eigentlich den Höhepunkt dieser ganzen Entwicklung bezeichnen. Doch mag das Gesagte genügen, um von dem Umfang und der Bedeutung des nordischen Einflusses in England eine Vorstellung zu geben.

Berichtigungen.

S. 2, Anm., Z. 1 lies Ascham. — S. 2, Anm., Z. 4 l. journey. — S. 2. Anm., Z. 6 l. geistlichen. — S. 7, Z. 22 l. the honeycomb. — S. 8, Z. 19 l, Johnstone. — S. 9, Z. 13 l. Richardson. — S. 9, Z. 4 v. u. l. Geschmacks. — S. 11, Z. 9 l. mehrerwähnten. — S. 11, Z. 10 v. u. l. Esq. — S. 13, Anm. l. Hist. — S. 16, Z. 16 l. hervorragendsten. — S. 16, Z. 25 l. Martineau. — S. 16, Z. 29 l. Essayist. — S. 18, Z. 6 l. Ossian. — S. 20, Z. 11 l. the sea. — S. 21, Z. 14 l. vorausschickte. — S. 22, Z. 1 l. un Anglois. — S. 23, Z. 2 v. u. l. how. — S. 24, Z. 8 l. englischen. — S. 25, Z. 18 l. foreign. — S. 27, Z. 8 v. u. l. Robison. — S. 28, Z. 2 v. u. l. which. — S. 28, Anm. 2 l. ambidexterity. — S. 30, Z. 12 l. distinctions. — S. 32, Z. 1 l. nicht zum Vergnügen. — S. 32 Z. 14 v. u. l. abgedruckt. — S. 32, Z. 11 v. u. l. Anpreisung. — S. 32, Z. 9 v. u. l. verteidigt.

Digitized by Google

Index.

Aikin (J.) 26.
Alexander (William) 63.
Alxinger 42.
Andrews 4.
d'Arblay 39.
Ascham 2.
Aufrere 11.
Austin (Sarah) 16.

Bahrdt 38.
Barbauld (Mrs.) 13. 14. 16. 19. 26.
Bartholin 60. 63—66.
Belsham 30. 31.
Benzler 14. 21. 22.
Beresford (James) 57. 68.
Bertola 46.
Borrow 48.
Böhme (J.) 2.
Böttiger 38.
Bolingbroke (H.) 41.
Bouterwek 54. 58.
Brown (Edw.) 2.
Bürger 19. 21. 22.
Byron 50. 67.

Carlyle 41. 51—58.
Coke (Ch.) 47.
Coleridge 20. 21. 28. 36. 38.
Collyer 4.
Cottle (A.) 36. 65.
Cottle (Jos.) 36.
Cowper 61.
Crabb 43.

Davy (H.) 36.
Dorat 10.
Dorington 2.
Downman 64. 65.
Drummond (Sir W.) 68.
Dryden 61.

Evans (Evan) 61. 63.
Ewald 45.

Fairfax 61.
Florian 42.

Gellert 3.
Gessner (S.) 6.
Girard 42.
Glover 45.
Goethe 11. 15. 17. 24—26. 35. 46. 51. 57.
Goldsmith (O.) 26.
Gray 62. 63. 68.
Griffiths 26.
Grosse 34.

Haller (A. v.) 6.
Harvey (Rob.) 47.
Hazlitt 28.
Herbert (Hon. W.) 67.
Herder 11. 35. 54.
Hickes 63. 66.
Holcroft 38.
Hole (Rich.) 64. 66.
Hoole (J.) 61.

Jerningham 64.
Johnson (S.) 28. 40.
Johnstone 8.

Kant 34.

Digitized by Google

Klinger 48.
Klopstock 4. 14. 17. 40. 45. 54.
Knox (V.) 7.
Kotzebue 34. 35. 47. 56. 57.

Lamb 36.
Landor (W. S.) 67.
Lesage 42.
Lessing 7. 8. 22—24. 47. 54.
Lewis (M. G.) 21. 66.
Lloyd (Ch.) 36.
Lloyd (Rob.) 5.

Mackintosh (Sir J.) 16. 29.
Mallet (P. H.) 62—64.
Martineau (Harriet) 16. 17.
Martineau (Ph.) 58.
Mason 45. 64.
Mathias (Th. J.) 64.
Matthisson 35.
Meissner 42.
Moritz (K. Ph.) 6.
Morris (William) 69.

Neubeck (V. W.) 43. 44.

Olaus Magnus 60. 65.
Olaus Wormius 60. 63. 64.
Opie (Amelia) 16. 36.
Ossian 18. 37. 45. 61.

Paine 38.
Percy 62—65.
Peringskjöld 63.
Petit de la Croix 42.
Pfranger 54.
Phelps (W. L.) 60.
Pope 38. 61. 62.

Rabener 3. 10.
Raspe 8.
Richards (G.) 66.
Richardson 7. 9—11.
Roederer 14.

Sayers 17. 43—46.
Schiller 33. 34. 56. 57.
Schlegel 21. 46.
Scott 7. 20. 58. 67.
Seward (A.) 63. 64.
Sotheby 34.
Southey 16. 28. 35. 36. 38. 40. 42. 49. 58. 59. 65.
Staël 35.
Stefánsson (J.) 60.
Stewart (Dugald) 19.
Stolberg 17. 35. 57.

Taylor (W.):
Geburt 13; Jugendjahre 13—15; Aufenth. in Deutschl. 14. 15; in Norwich 15. 16; Franz. Revolution 18. 19; Uebers. d. Lenore 19—22; Lessings Nathan 22—24; Iphigenie 24—26; Krit. Thätigkeit 26—28; Sein Stil 26. 28. Theol. Polemik 30; Annual Anthology 36; Metrik 37—39. 61; 2. Reise nach Frankr. 39; Iris 39—41; Ansicht über Sklaverei 41; Tales of Yore 41. 42; Engl. Synonyms 42. 43; Herausgabe v. Sayers Nachlass 43—46; Nord. Dramen 45, A.; Verhältn. zu Borrow 48; Hist. Survey 50; letzte Lebensjahre und Tod 58/59.
Temple (Sir W.) 62.
Thelwall 66.
Tressan 42.
Trusler 42.

Verelius 60—62.
Voss (J. H.) 17. 36—38.

Walpole 64.
Wieland 8—11. 32—34. 42. 47—50. 54.
Wordsworth 20. 28.

Zelter 58.

Digitized by Google

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Digitized by Google

3 2044 024 332 686

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER

MAR 27 1995

BOOK DUE

CANCELLED

Digitized by Google

Digitized by Google